Nebraer Anzeiger

Amtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild" und „Das Leben im Wort"

Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 1.10 Mk.

Schriftleitung: Wilh. Sauer in Roßleben.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauersche Buchdruckerei, Roßleben.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Meitz, Markt 34/35.
Fernsprecher: Amt Roßleben Nr. 21. — Postscheckkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 6 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Reklameteil 20 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.

Bankkonten: Stadtsparkasse Nebra — Bankverein Artern.

№ 77 — Dienstag, den 3. Juli 1928 — 41. Jahrgang

Ein Spottbild.

Die Göttin Justitia, die als Sinnbild der Gerechtigkeit und der Rechtspflege die Waage in der Hand hält, um Unrecht oder Unschuld zu wägen, trägt auch eine Binde über den Augen. Das soll sie blind machen gegen jedes Blicken oder Schielen nach Gunst oder Ungunst, nach Herrschereinfluß oder Volksmeinung. Aber tausendjährige Geschichte lehrt, daß die Justiz diesem Sinnbild allzuoft nicht entsprach, und wenn es einst „Kabinettsjustiz" mit allen — bösesten — guten und schlechten Seiten gab, so gibt es auch jetzt noch genug Prozesse, über die sicherlich die Göttin der Justiz nicht bloß die Augen, sondern das ganze Haupt schandernd verhüllen mag.

Die dunkelsten Zeiten der Rechtsgeschichte sind jene, als nicht bloß die Tat, sondern die Gesinnung „bestraft" wurde, weil es eine im Staat gerade herrschende Klasse so wollte, weil diese die Justiz Dienerin — um nicht ein häßlicheres Wort zu gebrauchen — der politischen Machtgelüste zu werden zwang. Die Zeiten der Französischen Revolution sind ein besonders drastisches Beispiel dafür, wie überhaupt Frankreichs politische Prozesse weltberühmt oder vielmehr weltberüchtigt geworden sind. Doch hat es diesen traurigen Ruhm jetzt, wenigstens zum Teil, an Rußland abtreten dürfen. Der Schachtyprozeß hat gegen die deutschen Ingenieure und Monteure im Donezgebiet so wenig ergeben, daß die Anklage gegen den einen von ihnen überhaupt eingestellt werden mußte. Das Haupt„vergehen" des andern sei es gewesen, daß er in Deutschland früher einmal Mitglied des „Stahlhelms" war, und er „solle es sich im Gefängnis jetzt überlegen, wie man sich, unabhängig vom politischen Standpunkt, in Sowjetrußland zu benehmen" habe. Aber außerdem habe dieser deutsche Ingenieur noch einen Brief an einen der jetzt Angeklagten überbracht und das sei „Beihilfe". Einen Hut hat er ja auch mit überbracht und das wurde ursprünglich als „Zeichen zum Beginn der Sabotage" erklärt.

Der Staatsanwalt hat gegen den deutschen Ingenieur auf Grund dieses „Beweismaterials" eine Strafe von sechs Monaten bis zu einem Jahr beantragt; aber man kann es vollinhaltlich billigen, wenn das deutsche Auswärtige Amt sagt, in Deutschland werde die öffentliche Meinung keinerlei Verständnis dafür aufbringen, wenn das Gericht diesem Antrag des Staatsanwalts Folge leisten würde. Allzu deutlich war ja das Ziel des Prozesses; es sollte „bewiesen" werden, daß die wirtschaftlichen Zusammenbrüche und Nöte in Sowjetrußland nicht etwa die bolschewistischen Wirtschaftsmethoden als Ursache haben, sondern nur antirevolutionäre Sabotage daran schuld sei. Darum hat man einen phantasievollen Hauptangeklagten, der verständnisvoll auf dieses Endziel des Prozesses eingestellt war, jetzt freigelassen, will ihn höchstens bedingungsweise zu einer leichten Strafe verurteilen.

In Rußland trägt die Justitia die Sowjetkappe mit Hammer und Sichel auf dem Kopf und blickt nur durch die bolschewistische Brille. Das Tribunal wurde zur Szene.

Aber auch Frankreich liegt im Schatten eines politischen Prozesses. Noch sitzen die „Verurteilten" des Kolmarer Prozesses und sind nicht, wie es die Regierung versprochen hatte, aus der Untersuchungshaft freigelassen worden, soweit sie jetzt französische Kammerdeputierte sind. Es liegen für diese Freilassung „keinerlei zwingende Gründe" vor und der dadurch erzielte Erfolg ist nun natürlich nur der, daß die ganze Sache, also die elsässische Autonomiebewegung, in der Kammer zu erregten Auseinandersetzungen führen wird, woran kaum etwas ändert, daß Poincaré die Kolmarer „Verbrecher" am 14. Juli, dem Nationalfeiertag, amnestieren will. Denn trotz Amnestie bleibt ja der Verurteilte verurteilt, bleibt der Verbrecher immer noch Verbrecher — und das wollen diese verurteilten „Verbrecher" nicht auf sich sitzen lassen. Politische Prozesse — und zu diesen gehört der Kolmarer Hochverratsprozeß in allererster Linie — haben eben meist allerhand Gefährliches an sich, können allzuleicht in das Gegenteil des Gewollten umschlagen, schaffen vor allem politische Märtyrer und diese sind im politischen Leben immer noch das wertvollste Agitations„material", besonders dann, wenn der politische Charakter einem solchen Prozeß allzu dick aufgetragen wird. Jeder politische Eingriff in die Rechtspflege oder in ihre Durchführung ist vom Übel, wird aber geradezu gemeingefährlich, wenn er obendrein noch einseitig, etwa parteipolitisch erfolgt. Denn die Göttin Justitia wird zum Spottbild, wenn man ihr die Binde der Unparteilichkeit von den Augen reißt und ihr statt dessen die Parteibrille aufsetzt.

Zusammenarbeit von Schiffahrt und Fliegerei.

Hamburger Seeschiffahrtstag.

Die drei deutschen Atlantikflieger kommen nach Hamburg. Kein Wunder, daß der 15. Deutsche Seeschiffahrtstag, der jetzt in Hamburg tagt, die Frage des Transozeanluftverkehrs, von dem die ganze Welt jetzt spricht, auf die Tagesordnung gesetzt hat.

Zunächst gab der Vorsitzende Holm-Flensburg einen Überblick über die Lage der Seeschiffahrt. Die Tatsache, daß verschiedene Schiffahrtsgesellschaften bescheidene Dividenden ausschütten konnten, sei kein Anlaß, besonders günstige Rückschlüsse auf die allgemeine Lage im Reedereigewerbe zu ziehen, in der sich allerdings ein gewisser Normalzustand anbahne. Dabei wies der Redner vor allem auf die ungünstige Entwicklung des Frachtenmarktes, die Lohnerhöhungen und die sozialen Lasten hin. Der Vorsitzende erläuterte die einzelnen Punkte der Tagesordnung, von denen die

Revision des Internationalen Signalbuches

und die Reform des Seeunfalluntersuchungsgesetzes besonderes Interesse beanspruchten. Bedeutsam waren die dann folgenden Ausführungen des Kapitäns Theo E. Sönnichsen (Hamburg) über die Luftnavigation. Wir stehen an der Schwelle einer neuen Epoche. Der Transozeanluftverkehr ist im Werden und alle Länder haben zurzeit noch die gleichen Chancen. Streitet man sich heute bei uns über die Zuständigkeit, die Art der Entwicklung, Personalfragen usw., und verliert Zeit und Geld mit unzulänglichen Versuchen und falschen Methoden, so wird uns diese große Chance entgehen. England, Frankreich oder Amerika werden die Führung an sich reißen und wir — — sind bestenfalls geduldet. Schiffahrt und Luftfahrt müssen hier Hand in Hand gehen. Da es noch keine ausgesprochene Luftnavigation gibt, muß dieselbe erst geschaffen werden. Sie wird ihre natürliche Entwicklung aus der Navigation der Seeschiffahrt heraus nehmen und findet alle Grundlagen bei ihr. Die Schiffahrt ist in engster Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Instituten, z. B. der Deutschen Seewarte, mit der Reichsmarine und industriellen Firmen bemüht, stets die zweckmäßigsten Neuerungen für die Praxis zu verwenden. Bei dem Risiko, das der Luftflug über See für die kommenden Jahre noch haben wird, spielt die Frage der

Verantwortung des Luftkapitäns

eine große Rolle. Er muß in seemännischer Beziehung mehrjährige Praxis besitzen, muß über die Seehafenplätze und die Zusammenarbeit mit den Schiffahrtslinien Bescheid wissen und in jeder Hinsicht Führereigenschaften haben.

Man wird für ihn das Patent

„Seeflieger auf großer Luftfahrt"

schaffen müssen. Die Lufthansa, der die Führung bei dem kommenden Ozeanflugverkehr zugedacht ist, wird mit der Schiffahrt Hand in Hand arbeiten.

Der Regierungswechsel in Berlin.

Vereidigung der neuen Reichsminister.

Unter Vorsitz des Reichskanzlers Dr. Marx trat das alte Reichskabinett am Donnerstag zu seiner letzten Sitzung zusammen. Reichskanzler Dr. Marx sprach den Mitgliedern des Reichskabinetts, insbesondere auch dem infolge Krankheit abwesenden Reichsminister Dr. Stresemann, für ihre Mitarbeit seinen wärmsten Dank aus, der vom Reichsminister Hergt, dem Stellvertreter des Reichskanzlers, zugleich im Namen der übrigen Reichsminister herzlich erwidert wurde.

Am Vormittag des 29. Juni übernahm Reichskanzler Müller-Franken die Dienstgeschäfte im Reichskanzlerhause, wo ihn der Staatssekretär in der Reichskanzlei, Dr. Pünder, begrüßte und ihm die Beamten, Angestellten und Hausarbeiter der Reichskanzlei vorstellte. Sodann fand im Reichskanzlerhause die erste Sitzung des neuen Reichskabinetts statt. Nach der Vereidigung der neu hinzutretenden Mitglieder des Reichskabinetts durch den Reichskanzler trat das Kabinett in die erste Beratung der Regierungserklärung ein. An den abwesenden Reichsaußenminister Dr. Stresemann wurde seitens der Reichskanzlei mit Zustimmung des Reichskabinetts ein Begrüßungstelegramm gerichtet.

Severing über die neue Regierung.

Nicht Ferien-, sondern Dauerkabinett.

Der neue Reichsinnenminister Severing ergriff in der Vereinigung „Republikanische Presse", die den Jahrestag ihrer Gründung feierte, nach einer an ihn gerichteten Begrüßungsansprache des Ministerialdirektors Spiecker das Wort, um über die republikanischen Ziele der neuen Regierung zu sprechen. Er erklärte, daß er versuchen wolle, aus seinem Ministerium ein

aktives Verfassungsministerium

zu machen. Er glaube im Sinne aller Mitglieder der Reichsregierung sprechen zu können, wenn er sage, daß es die feste Absicht der Regierung sei, recht lange am Leben zu bleiben. Man habe diese Regierung schon ein Ferienkabinett genannt. Er vertrage Spott und es sei ihm lieb, wenn das graue Einerlei des Tages auch mit spöttischen Bemerkungen gewürzt werde. Die Regierung hätte die Absicht, vier Jahre Ferien zu machen, Ferien von Regierungskrisen, Programmentwürfen und Richtlinienberatung, um in den Ferien davon vier Jahre praktischer Arbeit zum Aufbau der Republik zu leisten. Dieses Ministerium sei nicht ein Ministerium auf Abbruch, aber man könne die Konzession machen, es ein Ministerium auf Umbau zu nennen.

Krylenko wünscht weitere Todesstrafen.

Was er von den angeklagten Deutschen sagt.

Im Schachtyprozeß hat Staatsanwalt Krylenko alles in allem zwanzig Todesurteile gefordert. Die Todesstrafe, sagte er, sei ein Mittel des Selbstschutzes des proletarischen Staates, der auf den Grundsätzen des revolutionären Gewissens beruhe.

Was die deutschen Angeklagten betrifft, so soll der Ingenieur Otto wegen Übermittlung eines „konspirativen" Briefes verurteilt werden. Otto sei zwar dieses Vergehen in der Beweisaufnahme nicht nachgewiesen worden, aber er habe keinen ganz glaubwürdigen Eindruck gemacht. Der Monteur Meyer soll freigesprochen werden, weil die Beweisaufnahme die Unglaubwürdigkeit des russischen Belastungszeugen Baschlin erwiesen habe. Schließlich sagte Krylenko, es scheine ihm sicher, daß in der Auslandabteilung der A. E. G. Besprechungen über die Sabotageorganisation stattgefunden hätten, aber sie seien wohl nicht von der Firma ausgegangen, sondern von russischen Emigranten.

Es sei noch hinzugefügt, daß die deutschen Angeklagten wahrscheinlich aus der Sowjetunion ausgewiesen werden werden und daß Otto die gegen ihn beantragte Gefängnisstrafe wahrscheinlich nicht zu verbüßen haben wird.

Smith und die amerikanische Prohibition.

Robinson Vizepräsidentschaftskandidat.

Senator Robinson ist vom Demokratischen Parteitag in Houston zum Vizepräsidentschaftskandidaten gewählt worden.

Gouverneur Smith sandte ein Telegramm an den Demokratischen Parteikonvent, in dem er seine Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten annimmt und seiner Ansicht über die nationale Prohibition nochmals Ausdruck verleiht. Er erklärt, das Prohibitionsgesetz müsse von

Wer wird es schaffen?

Der Republikaner Hoover — oder — Der Demokrat Smith

Grund auf geändert werden. Die als „saloons" bekannten früheren Kneipen sollten ausgemerzt bleiben. Er sei jedoch der Ansicht, daß durch die Anwendung der demokratischen Grundsätze der kommunalen Selbstbestimmung und der Staatenrechte eine wirkliche Mäßigkeit erzielt und die Achtung vor den Gesetzen wieder hergestellt werden könne.

Alfred Smith demokratischer Präsidentschaftskandidat.

Das Programm der amerikanischen Demokraten.

Auf dem demokratischen Parteitag in Houston (Texas) wurde, wie es zu erwarten war, Gouverneur Alfred, genannt „Al" Smith von Newyork zum Präsidentschaftskandidaten ernannt. Smith ist der erste Katholik, der jemals in den Vereinigten Staaten als Präsidentschaftskandidat aufgestellt wurde.

Das von den Demokraten aufgestellte Wahlprogramm greift die Außenpolitik der Republikaner an und bezeichnet sie als unzweckmäßig. Es spricht sich ferner für eine Herabsetzung der Zölle, einen Weltschiedsgerichtsvertrag und die Aufrechterhaltung des Friedens aus. Der Völkerbund wird dabei jedoch nicht erwähnt. Weitere Programmpunkte sind die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten Lateinamerikas. Das Programm verurteilt ferner den Rüstungsvertrag der Republikaner von 1921, betont aber andererseits die Notwendigkeit der nationalen Verteidigung im Rahmen einer allgemeinen Achtung des Krieges. Bemerkenswert ist es, daß das Wahlprogramm Smith verpflichtet, für das Alkoholverbot einzutreten, ihm jedoch die Möglichkeit offen läßt, gesetzgeberische Maßnahmen für eine Abänderung der zurzeit bestehenden Bestimmungen zu treffen.

Ein drittes Vertrauensvotum für Poincaré.

Schöne Worte über das Elsaß.

Die Französische Kammer hat nach einer Aussprache über die Interpellationen zur allgemeinen Regierungspolitik dem Kabinett Poincaré mit der großen Mehrheit von 460 gegen 120 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen, nachdem ein sozialistischer Mißtrauensantrag mit fast der gleichen Mehrheit abgelehnt worden war.

Poincaré betonte vor der Abstimmung in einer längeren Rede die Notwendigkeit einer Steuerreform, deren Grundgedanke eine Herabsetzung der Steuern für die arbeitenden Schichten und eine stärkere Heranziehung des Vermögens sein werde, und sprach dann schöne Worte über Elsaß-Lothringen, das eines Tages erkennen werde, daß es trotz allem ein loyales und ritterliches Frankreich gebe. Der Minister-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0001

präsident ließ durchblicken, daß die verurteilten elsässischen Abgeordneten

Ricklin und Rossé begnadigt

werden würden, sobald der Kassationshof über die von ihnen eingebrachte Nichtigkeitsbeschwerde entschieden haben werde. Poincaré schloß mit der Erklärung, daß mit der Frankstabilisierung noch nicht alles getan sei — es sei vielmehr auch eine Regierungsstabilität notwendig.

Deutsche Abrüstungsvorschläge in Genf.

Englisch-deutsche Meinungsverschiedenheit.

Die artikelweise Beratung der deutschen Vorschläge im Sicherheitskomitee des Völkerbundes beschränkte sich trotz fast vierstündiger Sitzung auf die beiden ersten Punkte. Diese enthalten die im voraus einzugehende Verpflichtung der an der Konvention teilnehmenden Staaten: erstens im Falle eines vor den Rat gebrachten Streitfalles dessen vorläufige Entscheidungen zur Verhütung einer Verschlimmerung des Konfliktes und zweitens die Empfehlungen des Rates zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung des normalen militärischen status quo zur Ausführung zu bringen.

Während sich der holländische Vertreter Nutgers und der schwedische Vertreter Unden dafür aussprachen, erklärte Lord Cushendun für England, die erste Verpflichtung nur mit sehr einschränkenden Abänderungen annehmen zu können, während er sich über die zweite Verpflichtung vollkommen negativ aussprach.

Staatssekretär von Simson

wies die Argumente des englischen Delegierten zurück, indem er vor allem betonte, daß diese Verpflichtung die Lage des Rates nicht erschwere, sondern vielmehr verstärke, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die augenblicklichen

Meinungsverschiedenheiten zwischen der englischen und der deutschen Delegation

sich beseitigen ließen. Auf den von Lord Cushendun ausgesprochenen Wunsch nach Zurückziehung der zweiten Verpflichtung könne er nicht eingehen.

Sokal (Polen) erklärte, daß seine Regierung zu beiden Punkten eine zustimmende Haltung einnehme. — Der italienische General de Marinis bezeichnete unter Berufung auf die langwierigen Beratungen des Ständigen militärischen Ausschusses des Völkerbundes Kontrollbestimmungen als undurchführbar und unwirksam.

Paul-Boncour (Frankreich), der diese Frage als das Kernproblem der ganzen Debatte bezeichnete, unterstrich unter Zustimmung zu den deutschen Vorschlägen ebenfalls die Notwendigkeit von weitgehenden und wirksamen Kontrollbestimmungen. Im übrigen meinte Paul-Boncour, daß die deutschen Vorschläge in die bereits vorhandenen Musterverträge des Sicherheitskomitees über gegenseitige Unterstützung vielleicht hineingearbeitet werden könnten. Staatssekretär von Simson faßte das Ergebnis der bisherigen Aussprache dahin zusammen, daß die Frage der Durchführbarkeit der Bestimmungen über die Wiederherstellung des normalen militärischen status quo nicht nur vom rein militärischen Standpunkt betrachtet werden könne, sondern starken politischen Einschlag habe. Wenn Paul-Boncour von der Schwierigkeit der Bestimmung des normalen militärischen status quo gesprochen habe, solange noch kein allgemeines Abrüstungsabkommen vorhanden sei, so spreche dies Argument lediglich für die

Notwendigkeit der Beschleunigung der Abrüstungsarbeiten.

Angesichts des Widerstandes gegen die von Frankreich und Polen vorgetragene Kontrolldee sei es Sache dieser Staaten, Vorschläge zu machen, die die Gegner dieser These annehmbar finden.

Politische Rundschau

Deutsches Reich

Pazifistischer Brief an den neuen Reichskanzler.

Herr Coudenhove-Calergi, der bekannte österreichische Vorkämpfer für ein Paneuropa, richtet an den neuen Kanzler des Deutschen Reiches einen offenen Brief, in dem er ausführt, daß Europa von der Kanzlerschaft Hermann Müllers die Einlösung des Versprechens der Sozialdemokratischen Partei auf Anbahnung der europäischen Wirtschaftseinheit und Grundsteinlegung der Vereinigten Staaten von Europa erwarte. Müller müsse die Initiative zum Zusammenschluß Europas ergreifen und gemeinsam mit den anderen paneuropäischen Staatsmännern die erste paneuropäische Konferenz einberufen. Diese Konferenz solle dazu führen, einen paneuropäischen Sicherheits- und Freundschaftspakt zu schließen, der die Abrüstung aller europäischen Staaten ermögliche.

Ostpreußen soll geholfen werden.

Der preußische Ministerpräsident Dr. Braun hielt in Insterburg eine Rede, in der er betonte, daß Preußen gewillt sei, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Provinz Ostpreußen zu fördern, ihre Wirtschaft zu stärken und ihre kulturellen Belange zu heben. Ostpreußen sei anders zu beurteilen als andere Grenzgebiete, da es vom Mutterlande abgeschnürt sei. Er habe sich bemüht, im Reich und im Staat die Aufmerksamkeit auf Ostpreußen zu lenken, und es sei ihm gelungen, den Gedanken durchzudrücken, daß der Staat alle Mittel aufbringen müsse, um Ostpreußen in seiner schwierigen Lage zu stützen.

Nordamerika.

Coolidge möchte den Kellogg-Vertrag unterzeichnen.

Präsident Coolidge, der auf seinem Sommersitz in der Nähe von Superior (Wisconsin) weilt, gab in einer Unterredung dem Wunsche Ausdruck, daß die Verhandlungen über Kelloggs Kriegsverzichtsvorschläge noch vor dem Ende seiner Amtszeit Früchte tragen und ihm damit die Gelegenheit geben mögen, das Vertragswerk mit den anderen Mächten selbst zu unterzeichnen.

Aus In- und Ausland

Berlin. Der Reichspräsident empfing den Botschafter in Rom, Dr. von Neurath, den bisherigen Reichsernährungsminister Schiele und dessen Nachfolger Reichsminister Dietrich.

Berlin. Der neue Reichsfinanzminister Dr. Hilferding erklärt sich bereit, eine den Parteien einzubringende Vorlage über eine Lohnsteuersenkung zu unterstützen.

Berlin. Die volkspartei liche Tägliche Rundschau, die als Organ des Reichsaußenministers galt, hat ihr Erscheinen eingestellt.

Berlin. Gegen Ruth Fischer, die nicht wieder in den Reichstag gewählt worden ist, ist seitens des Untersuchungsrichters des Reichsgerichts ein Strafverfahren wegen Hochverrats, das infolge der Abgeordneteninmunität fünf Jahre hatte ruhen müssen, eingeleitet worden. Es handelt sich um Vorkommnisse aus der Zeit des Einmarsches der Reichswehr in Sachsen und Thüringen.

Rom. Anläßlich des diamantenen Priesterjubiläums des Kardinals Frühwirt fand in der Kirche Santa Maria dell' Amina ein Festgottesdienst statt, dem der deutsche Botschafter und der bayerische Gesandte beim Heiligen Stuhl beiwohnten.

Kopenhagen. Der Verteidigungsminister hat verfügt, daß der unter Spionageverdacht verhaftete und nach Berlin überführte Hauptmann Lembourn bis auf weiteres von seiner Stellung im Heere zu suspendieren sei.

Aus der Umgegend

Nebra, 2. Juli.

— Eine mutige Tat. Nicht von einem Heldenmann, oder einem mutigen Ritter wollen wir hier erzählen, sondern von einem Heldenmädchen. Das 2jährige Söhnchen der Familie Bornschein von hier spielte am Sonnabend unter Aufsicht eines älteren Familiengliedes an der Unstrut. Ein plötzlicher Windstoß setzte ein und der Kleine lag in dem an der Unglücksstelle tiefen Wasser, trieb auch gleich ab. Die Hüterin des Kindes, ein junges Mädchen von 20 Jahren, lief im ersten Schreck dem Kinde nach, stand jedoch bald bis an die Brust am Ufer, erreichte aber das Kind nicht. Vor Entsetzen gelähmt, sank sie ohnmächtig im Wasser um. Durch das Geschrei der rasch zulammenlaufenden Leute war die in der Nähe wohnende Tochter Scilly des Herrn Amtssekretärs Körtgen aufmerksam geworden, sie kam rasch die Treppe herunter, entledigte sich in Eile der Schuhe und stürzte sich in voller Kleidung ins Wasser. Der Kleine war bereits ziemlich weit abgetrieben, aber das schwierige Rettungswerk gelang, das mutige Fräulein brachte den Kleinen den hochgeglückten Angehörigen, die zusammen mit dem am Ufer versammelten Publikum in höchster Sorge den Anstrengungen der tapferen Retterin gefolgt waren, zurück. Das Kind wurde sofort zum Arzt gebracht — es lebt. Ein „Gott vergelts!" kann hier die einzige Belohnung sein; wir hoffen jedoch, daß in irgend einer Form die mutige Tat geehrt wird. — Die Eltern des unerschrockenen Mädchens dürfen stolz sein, denn auch ihr Sohn, der z. Zt. die Klosterschule Roßleben besucht, ist als Turner und Sportsmann bereits hervorgetreten. Er holte sich in früheren Jahren schon Preise, beim letzten Sommerfest wurden ihm drei Preise zuerkannt, obwohl die Anforderungen recht hoch gestellt waren.

— Unser Schützenfest bringt wieder einmal alles auf die Beine, denn das so lange vermißte sonnige Wetter hat sich eingestellt, es begünstigt das Fest von Anfang an und voraussichtlich bis zum Ende. Die brennenden Sonnenstrahlen haben mit einemmale die schattenspendenden Bäume im Schützengarten zu besten Freunden gemacht, jeder möchte gern unter solch einem Laubendach sitzen und den klangvollen Darbietungen der Kapelle lauschen oder gar einen Dauerskat spielen. Auch der Bierkonsum wird durch die Sommerwärme ganz erheblich gesteigert, denn es ist wohl gewiß, daß ein tüchtiger Schütze erst im Falle höchster Not seinen Durst mit Wasser stillt. Nachdem am Sonntag und gestern um Preise geschossen wurde, geht es heute um ein Königreich und um Ritter zu werden. Daß in diesem Falle alle Fertigkeit zur Auswertung kommt, ist selbstverständlich.

— Mütterberatungsstunden. Im Bezirk Nebra finden im Juli folgenden Mütterberatungs- und Säuglingswiegestunden statt: Bottendorf am 3., Carsdorf am 9., Schönewerda am 11., Reinsdorf am 19., Roßleben am 17., Nebra am 20.

Braunsroda b. Eckartsberga. Einen Kindesmord verübte hier das Dienstmädchen Luise Könnecke. Man fand Spuren, die bewiesen, daß das Mädchen heimlich geboren hat. Die Untersuchung ergab, daß sie ihr Kind, einen Knaben, unter einem Birnbaum vergraben hatte. Ferner wurde bei der Untersuchung festgestellt, daß die Könnecke schon vor vier und sechs Jahren ihre beiden neugeborenen Kinder getötet hatte und dafür zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nachdem sie drei Jahre verbüßt hatte, wurde ihr wegen guter Führung ein Jahr erlassen. Nun hat sie zum dritten Mal die Schuld eines Kindesmordes auf sich geladen.

Sangerhausen. Der 13jährige Sohn des praktischen Arztes Dr. Kunick hatte zu Hause in Abwesenheit seiner Eltern am Reck geturnt, dabei ist er aus bisher ungeklärter Ursache gestürzt und hat die Wirbelsäule gebrochen. Der Tod scheint auf der Stelle eingetreten zu sein. — Eine unbekannte Krankheit geht in der Gemeinde Schwenda um, von der fast sämtliche Einwohner erfaßt sein sollen. Sie äußert sich hauptsächlich in Schüttelfrost, Erbrechen, Magen- und Kreuzschmerzen.

Halberstadt. Ein schweres Verkehrsunglück ereignete sich Sonnabend abend gegen 8 Uhr in der Hohenzollernstraße. Ein aus den Thekenbergen vom Geländerritt gelegentlich des Reit- und Fahrturniers kommender Radfahrer, ein Reichswehrsoldat, wurde an der Ecke der Roonstraße aus bisher unerklärlicher Ursache von einem Straßenbahnwagen erfaßt und kam zu Fall. Er geriet unter den Wagen und wurde, da der Führer nicht sofort bremsen konnte, ein erhebliches Stück mitgeschleift. Mit Hilfe von Winden mußte der Straßenbahnwagen in die Höhe gehoben werden, um den Verunglückten freizubekommen. Er war sofort tot. Die Leiche wurde ins Garnisonslazarett geschafft.

Arnstadt. Am Sonnabend morgen gegen 5 Uhr ließ sich an der Eisenbahnbrücke beim Arnstädter Schwimmbad ein 20jähriger junger Mann vom Zuge überfahren. Er war sofort tot. Die Gründe zu der Tat sind nicht bekannt.

Roßlau (Anhalt). Ein Großfeuer entstand am Sonnabend in der fünfzehnten Stunde in der hiesigen Faßfabrik. Die elementare Gewalt war so heftig, daß das gewaltige Gebäude im Nu ein Raub der Flammen wurde. Dann schlugen die Flammen auf die bedeutenden Holzvorräte über. Obwohl aus allen Städten des Anhaltlandes die Feuerwehren mit ihren Motorspritzen herbeieilten, die Reichswehr und selbst Eisenbahnlokomotiven den Kampf mit dem Feuer aufnahmen, konnte fast nichts gerettet werden. Als erschwerend bei den Löschungsarbeiten erwies sich der Wassermangel, denn die Motorspritzen mußten das Wasser 2500 Meter weit heranpumpen. Ueber hundert Arbeiter und Angestellte sind durch die völlige Vernichtung des Werkes brotlos geworden, es besteht auch keine Aussicht, daß die Fabrik wieder aufgebaut wird, zumal die Firma den größten Teil des Holzlagers nicht versichert hatte.

Schützberg (Kreis Schweinitz). Am Freitag abend versuchte der 24jährige Schweizer Heinrich Kühne seine in Schützberg weilende etwa 21 Jahre alte Verlobte, Hildegard Hoßhaus, mit 3 Revolverschüssen zu töten. Auf der Flucht von ihn verfolgenden Bauern gestellt, richtete er die Waffe gegen sich selbst. Er sowie seine Verlobte trugen so schwere Wunden davon, daß sie in Lebensgefahr schweben.

Nah und Fern

○ **Gerhart Hauptmanns Sohn heiratet eine Prinzessin.** Benvenuto Hauptmann, der Sohn des Dichters Gerhart Hauptmann, hat sich mit der 20jährigen Elisabeth Hermine Auguste-Viktoria, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe verlobt. Das Oberhaupt der Schaumburg-Lippeschen Familie, der ältere Bruder der Braut, hat bereits seine Zustimmung gegeben, so daß familienrechtlich keine Schwierigkeiten der Heirat im Wege stehen, obwohl die Brüder der Fürstin mit der Heirat nicht einverstanden sind. Benvenuto Hauptmann ist in erster Ehe mit einer Engländerin verheiratet gewesen; die Ehe wurde jedoch nach kurzer Zeit geschieden.

○ **Unheil durch ein führerloses Auto.** In Weimar spielten Kinder mit einem unbewacht stehenden Auto. Plötzlich setzte sich dabei der Wagen in Bewegung, fuhr auf den Bürgersteig und in einen Blumenladen hinein. Drei auf der Straße stehende Frauen wurden überfahren und schwer verletzt. Außerdem entstand in dem Geschäft schwerer Schaden.

○ **Verzweiflungstat eines Stadtverordneten.** Der frühere Stadtverordnete Anton Oelhorn, der in einer Lederfabrik in Worms als Fabrikaufseher beschäftigt war, hat seine Frau und seine beiden Kinder durch Leuchtgas vergiftet und sich selbst das Leben genommen. Die Kündigung seines Arbeitsverhältnisses bei der Firma war wohl der Grund zu dieser schrecklichen Tat.

○ **Grubenunglück bei Emscher-Lippe.** Während des Abteufens explodierte auf dem bei Datteln gelegenen Untertagebetrieb der Zeche Emscher-Lippe Schacht V ein stehengebliebenes Bohrloch. Durch die Explosion wurde ein Schachthauer getötet, zwei Schachthauer wurden schwer und vier leicht verletzt.

○ **Schwere Bluttat eines Angetrunkenen.** Zu einer schweren Bluttat kam es in Köln anläßlich einer Namenstagsfeier. Der Schlosser Paul Ehlert, der etwas angetrunken war, geriet mit seiner Frau in Streit und warf sie zur Tür hinaus. Die junge Frau rief ihre ein Stockwerk tiefer wohnenden Eltern zu Hilfe, als plötzlich Ehlert die Tür seiner Wohnung auffließ und etwa sechs Schüsse abgab, durch die er den Schwiegervater tötete. Er entfloh zunächst, kehrte dann aber wieder um und wurde festgenommen.

○ **Ankunft eines großen amerikanischen Sängerchors in Hamburg.** Mit dem Hapagdampfer „Cleveland" trafen 277 Mitglieder des Newyorker Franz-Schubert-Männerchors in Hamburg ein. Die Reisegesellschaft, die im Rathaus begrüßt wurde, begibt sich zum Sängerfest nach Wien und wird im Verlaufe von drei Monaten eine Rundreise durch Deutschland, Österreich und die Schweiz unternehmen.

⊙ **Verhaftung des „Landru von Marseille".** Der „Landru von Marseille", dessen Frauenmorde seit mehreren Tagen die Öffentlichkeit in starkem Maße beschäftigen, ist nach einem Telegramm des Polizeichefs in Algier dort verhaftet worden. Der Ritter Blaubart, der sich Jerome Prat nannte und in Wirklichkeit Pierre Rey heißt und aus Algier stammt, war als Passagier eines von Marseille kommenden französischen Dampfers dort gelandet.

⊙ **100 Tote bei den Überschwemmungen in Japan.** Nach Meldungen aus Osaka über das Ausmaß der Überschwemmungskatastrophe in den westlichen Teilen Japans, besonders bei Kyushu, sind bisher 1500 Häuser in einem Gebiet von etwa 35 000 Morgen Ackerland unter Wasser gesetzt. 4000 Mann Regierungstruppen sind für die Hilfsarbeiten herangezogen worden, die besonders darin bestehen, die Uferbänke bei Kumamoto sowie die Verbindung zwischen Fukuoka und Saga auszubessern. Die Zahl der Toten beträgt nach den bisherigen Meldungen 100. Der Schaden wird einstweilen auf etwa 20 Millionen Mark geschätzt.

○ **Freudiges Ereignis im Hause Hindenburg.** Frau Major von Hindenburg, die Schwiegertochter des Reichspräsidenten, ist von einem Knaben entbunden worden. Der Reichspräsident ist somit erneut Großvater geworden. Der neue Enkel ist der erste Stammhalter unter den vielen Enkelkindern des Reichspräsidenten.

Bunte Tageschronik

Horb (Schwarzwald). Bei Seebronn sind infolge eines Autounfalls drei Personen getötet worden.

Paris. In Port-Joinville auf der Insel d'Yeu kamen durch eine Granatenexplosion drei Arbeiter um. Sämtliche Fensterscheiben des Ortes gingen entzwei.

Nashville (Tennessee). 20 Häuser und mehrere landwirtschaftliche Gebäude sind in Alexandria durch einen Tornado zerstört worden.

Telephonverkehr Deutschland—Mexiko.

Berlin. Vom 1. Juli ab wird der transozeanische Fernsprechverkehr, der mit den Vereinigten Staaten und mit Südamerika schon seit einiger Zeit besteht, auch auf Mexiko ausgedehnt werden. Ein gewöhnliches Drei-Minuten-Gespräch mit Mexiko wird 267 Mark kosten. In Anbetracht dieser hohen Gebühr dürfte sich die Benutzung der neuen deutsch-mexikanischen Telephonverbindung wohl nur auf wenige große Firmen beschränken, die in Mexiko besondere wirtschaftliche Interessen besitzen.

Unveränderter Großhandelsindex.

Berlin. Die auf den Stichtag des 27. Juni berechnete Großhandelsindexziffer des Statistischen Reichsamts beträgt 141.

Die „Bremen"-Flieger in Hamburg.

Hamburg. Von Stuttgart kommend sind die „Bremen"-Flieger mit dem Flugzeug „Europa" nach gut dreistündigem Flug im Hamburger Flughafen eingetroffen. Der Präsident des Senats, Bürgermeister Dr. Petersen, hieß sie im Namen der Stadt willkommen. Hauptmann Köhl dankte mit kurzen Worten. Die Flieger fuhren sodann, von der Zuschauermenge lebhaft begrüßt, im Wagen in die Stadt, wo im Rathaus der offizielle Empfang durch den Senat stattfand.

Bootsunglück auf dem Chiemsee.

München. Beim Kahnfahren auf dem Chiemsee ertranken ein junger Mann und ein junges Mädchen. Das Mädchen hatte beim Platzwechseln das Gleichgewicht verloren und beim Sturz ins Wasser den jungen Mann mitgerissen. Beide gingen unter, ehe Hilfe kommen konnte.

40 Pilger an Erschöpfung gestorben.

Amsterdam. Nach Meldungen aus Padang auf Sumatra sind dort bei der Ankunft zweier Pilgerschiffe 40 Pilger an Erschöpfung gestorben.

Blutiger Streit um eine Dorfschöne.

Perugia. Zwischen den Einwohnern eines Dorfes in der Nähe der Stadt entstand um eine Dorfschöne ein blutiger Streit, in dessen Verlauf der Vater des Mädchens durch einen Steinwurf getötet und 30 Personen verletzt wurden.

Rücktritt des griechischen Kabinetts.

Athen. Ministerpräsident Zaimis hat dem Staatspräsidenten Konduriotis die Demission des Kabinetts unterbreitet. Konduriotis hatte eine Besprechung mit Sofulis, der viel, Venizelos rufen zu lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0002

48 Bergleute erstickt.

Grubenexplosion in Frankreich.

In einem Schacht bei Roche-la-Molières, fünfzig Kilometer von St. Etienne entfernt, entstand eine entsetzliche Grubengasexplosion, durch die ein Brand hervorgerufen wurde. 48 Bergleute sind dabei erstickt.

Das Unglück ist nach offizieller Darstellung dadurch entstanden, daß durch einen infolge eines Brandes hervorgerufenen Steinrutsch eine Preßluftleitung zerstört wurde. An der Unglücksstelle arbeiteten 570 Bergleute, deren sich beim Ausbrechen der Luftzufuhr und dem Eindringen der giftigen Gase eine ungeheure Panik bemächtigte. Es gelang, 240 Arbeiter rechtzeitig an die Oberfläche zu befördern. Eine große Anzahl der in der Grube Verbliebenen konnte durch künstliche Atmung gerettet werden. Unter den ums Leben Gekommenen befinden sich 19 Ausländer, zumeist Polen und Marokkaner.

Götzes ehrlose Tat.

Die Urteilsbegründung im Götze-Schlageter-Prozeß.

Einer der Verräter Schlageters, Götze, ist wegen Meineids zu 15 Monaten Zuchthaus verurteilt worden. In der Urteilsbegründung wies der Vorsitzende zunächst auf die Schwierigkeiten des Ruhrkampfes hin, wo die Franzosen mit eiserner Faust die Kehle des Volkes gepackt hätten. Auf die Erzählungen der französischen Kriminalbeamten habe das Gericht kein Gewicht gelegt, weil es sich nicht habe feststellen lassen, ob sie der Wahrheit entsprechen. Es liege zwar der Verdacht vor, daß Schneider und Götze Schlageter verraten hätten, doch habe sich dieser Verdacht nicht so weit verdichtet, daß das Gericht einen Verrat als feststehend hätte annehmen können. Der Angeklagte und Schneider hätten

zugegeben, daß sie sich den Franzosen gegenüber verpflichtet hätten, Hauenstein auszuliefern.

Über das Verhalten des Angeklagten und Schneiders in der Angelegenheit Hauenstein habe das Gericht keine Kritik zu üben; das werde zu vielleicht an anderer Stelle getan werden. Einen Meineid habe der Angeklagte zweifellos geleistet. Es habe ihm gedoch den Schutz der Paragraphen 157 des Strafprozeßbuches (Milderung der Strafe für den Angeklagten, der sich der Strafverfolgung zu entziehen versucht) zugebilligt. Eine Zuchthausstrafe von zweieinhalb Jahren sei als angemessen erkannt worden, besonders mit Rücksicht darauf, daß die Art und Weise, wie er sich zur Zeugenschaft gedrängt habe, eine gewisse Frivolität vermuten lasse. Entsprechend dem § 157 sei diese Strafe herabgesetzt worden. Außerdem betrachte das Schwurgericht die Tat als eine ehrlose und habe dementsprechend auf Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre erkannt. Der Angeklagte bleibt in Haft.

Absturz beim Flugzeugfest.

Der Fliegertag in Vincennes.

Etwa 100 000 Pariser wohnten dem Eröffnungstage des 5. Flugfestes von Vincennes bei. Halsbrecherische Kunststücke der Luftakrobaten Doret und Brevier wechselten mit Geschwaderflügen ab, an denen sich insgesamt 200 Apparate beteiligten.

Der 35jährige Fliegerhauptmann Braeger, der mit einem Breguet-Doppeldecker am Pokalflug teilnahm, stürzte kurz vor der Landung aus 60 Meter Höhe ab, nachdem sich die beiden oberen Tragflächen seines Apparates gelöst hatten. Die Maschine fing Feuer. Sein Begleiter sprang sofort aus dem Apparat heraus. Da aber sein Fallschirm sich nur noch halb öffnete, erlitt er beim Aufschlagen auf die Erde schwere Verletzungen. Der Pilot wurde als völlig verkohlte Leiche aufgefunden.

Die Nobile-Gruppe treibt ins Meer.

Die Lage der Polarflieger.

Leutnant Lundborg macht in seinem letzten Funkspruch darauf aufmerksam, daß dem Lager der Gruppe Nobile jetzt ernstlich die Gefahr drohe, ins offene Meer abzutreiben. Es befindet sich jetzt zwölf Kilometer östlich von Kap Light Smith.

Das Eis treibt mit einer Geschwindigkeit von acht Kilometer pro Tag.

Der Landungsplatz neben dem Lager ist bisher glücklicherweise einigermaßen verschont geblieben. Die gesamte Lagerbesatzung ist dabei, ihn weiter zu ebnen. Das Befinden des Chefingenieurs Cecciono, des Führers der Gruppe nach Nobiles Abflug, hat sich etwas gebessert.

Von Amundsen hat man bisher nichts Bestimmtes gehört. Die Fischer, die ihn gesehen haben wollen, wissen nur, daß ein Flugzeug vom Typ der „Latham" am 18. Juni im Süden von Spitzbergen gesehen wurde.

Es kann sich hier aber um eine Verwechselung handeln.

Die Teilnehmer an der Hilfsexpedition an Bord der „Bisle Kari" werden von Tromsö aus so schnell wie möglich nach Spitzbergen fahren. Die „Hobby" wird ebenfalls nach Spitzbergen zurückkehren, um als Mutterschiff für die norwegischen Flieger die Suche nach Amundsen aufzunehmen.

Amundsen gilt als verloren.

Die Hilfsexpeditionen für die Nordpolflieger.

Die Hoffnungen auf eine Rettung Amundsens und Guilbauds schwinden immer mehr. In allen Kreisen macht sich eine tiefe Verzagtheit über das Schicksal der „Latham" und ihrer Besatzung bemerkbar. Dazu kommt die Erbitterung der norwegischen Fischer über das unkameradschaftliche Verhalten der Italiener in Spitzbergen.

Norwegen hat für die Amundsen-Rettungsexpedition, die ein Neffe des großen Forschers leiten wird, bereits 60 000 Kronen gesammelt. Auch die „Hobby", die bisher Nobile suchte, wird Ausschau nach Amundsen halten.

Wenig Aufträge — wenig Geld.

Die Lage des Handwerks.

Die Berichte über die Wirtschaftslage des Handwerks im Monat Juni 1928 zeigen durchweg, daß ein gewisser Stillstand in der günstigen Entwicklung der Beschäftigung eingetreten ist. Zumeist berichten die Handwerkskammern, daß gegenüber dem Vormonat wenig Veränderungen eingetreten sind. Nur vereinzelt wird noch eine Besserung gegenüber dem Vormonat aufgezeigt. Bei der Beurteilung der Gesamtlage muß man sich vor Augen halten, daß der Monat Juni eigentlich der Monat ist, in dem die für die Sommersaison in Frage kommenden Handwerkszweige erfahrungsgemäß ihren Höhepunkt erreicht haben sollten. Wenn sich keine Verlagerungen eingestellt haben, so ist im Vergleich mit dem Vorjahr

ein Zurückbleiben festzustellen.

Dies besonders im Hinblick auf das Baugewerbe, das keineswegs den Aufschwung genommen hat, den man von ihm erhoffte, und das in der Beschäftigung im Gesamtdurchschnitt des Reiches gesehen, nicht den Grad des Vorjahres erreichte. Diese Feststellung erklärt auch für eine Reihe sonstiger Handwerkszweige die wenig befriedigende Gestaltung ihres Geschäftsganges. Auf die Beschäftigung im Bekleidungsgewerbe hat anscheinend durchweg die ungünstige Witterung hemmend eingewirkt. In den Orten, die besonders auf Fremdenverkehr angewiesen sind, ist ebenfalls die schlechte Witterung die Ursache eines mindern Geschäftsganges.

Die Verhältnisse auf dem Geld- und Kreditmarkt haben keine Veränderung erfahren.

Der Zahlungseingang

von größeren Lieferungen ist im Handwerk nach wie vor schleppend. Lohnerhöhungen sind im Berichtsmonat weniger zu verzeichnen, nur hier und dort sind noch einige bezirkliche Lohnverhandlungen zu Ende geführt. Die Lage des handwerklichen Arbeitsmarktes ist nach Berichten einzelner Landesarbeitsämter nicht sonderlich günstig und bestätigt damit die vorhin aufgezeigte Entwicklung des Handwerks selbst. In den Rohstoffpreisen sind teilweise Erhöhungen zu verzeichnen.

„Polnische Wirtschaft"!

Pilsudski über seinen Rücktritt.

Marschall Pilsudski erteilte einem Teil der polnischen Presse ein Interview, in dem er sich über die Gründe äußerte, die ihn bewogen, die Ministerpräsidentschaft an Dr. Bartel abzugeben. Der Marschall sparte hierbei nicht mit überaus scharfen Angriffen gegen das polnische Parlament, deren Drastik alles bisher von ihm Gehörte überbot.

Pilsudski beschwerte sich darüber, daß die polnische Verfassung dem Staatspräsidenten zu wenig Macht lasse. Er dürfe sich nicht einmal Diener und Dienstmädchen selbst wählen, man könne sagen, daß

die polnische Verfassung den Staatspräsidenten so niederträchtig behandele,

wie niemand in der ganzen Welt mit seiner Geliebten umgehe. Nachdem er den Befreiungskrieg für Polen geführt habe, müsse er Polen sich selbst überlassen. Dieser Landtag der Freudenmädchen habe die Verfassung so eingerichtet, um dem volkstümlichen Mann in Polen die größten Gemeinheiten zufügen zu können, Gemeinheiten, wie sie nur ein verwildertes und dummes Gehirn ausdenken könne. Pilsudski erklärte sodann, daß das Amt eines Ministerpräsidenten deshalb so schwierig sei, weil die Hauptaufgabe dieses Herrn darin bestehe, die Findlinge zu wiegen, die ihm alle anderen zuschöben. Die Allmacht des Ministerpräsidenten gehe unter in einer Flut von Papieren. Besonders schwierig sei es hier in Polen wegen der hier herrschenden

Leidenschaft zur Protektionswirtschaft,

die aus dem Ministerpräsidenten einen Winkeladvokaten machen wolle. Deshalb sei ihm auch sein Amt so verhaßt geworden. Wenn er sich nicht so beherrscht hätte, so würde er nichts anderes getan haben, als die Herren Abgeordneten in einemfort geschlagen haben und auf ihnen herumgetreten sein wegen ihrer Arbeitsmethoden. Da die Herren Abgeordneten bei ihren Arbeiten vollständig unsinnige Methoden anwendeten, so könne er das länger weder ansehen noch anhören. Er selbst, so versicherte der Marschall, sei auch ein Redner. Aber wenn er wochenlang reden sollte, so würde er sich als gemeinen Fetzen betrachten. Die Abgeordneten aber redeten monatelang. Dabei benähmen sie sich, als ob der Sitzungssaal ein Wirtshaus wäre. Spreche einer, so gingen gleichzeitig 50 im Saale herum, 40 redeten miteinander, 100 erzählten sich Anekdoten;

nur die Herren Minister müßten sich anständig benehmen,

während die Abgeordneten brüllten und Krach schlagen dürften, sich Beleidigungen zuriefen, kurz: sich wie Schweine und Lumpen benehmen könnten.

In der Atmosphäre der höllischen Langeweile, die im Parlament herrsche, könne er es keine Stunde aushalten. Selbst die Fliegen, so meinte Marschall Pilsudski, könnten die Reden der Abgeordneten nicht vertragen. Wenn die Fliegen die Abgeordneten reden hörten, so langweilten sie sich.

Wirtschaftlicher Wochenbericht

Mitgeteilt von der Girozentral-Kommunalbank, Magdeburg, durch die Stadtsparkasse Nebra a. U.

Der Deutsche Außenhandel zeigte im Mai 1928 im reinen Warenverkehr einen Einfuhrüberschuß von nur 192 Millionen Mark gegen 251 Millionen Mark im Vormonat. — Die Banca d'Italia ermäßigte den Diskont von 6 auf $5^1/_2$%. — Das neue französische Währungsgesetz ist am 24. Juni von Kammer und Senat angenommen worden. Die Gesetze und der neue Goldfrancs traten am 25. ds. Mts. in Kraft. Die Auswirkung der Stabilisierung des Franken für Deutschland werden günstig beurteilt. — Eine stark hervortretende Verminderung der Kreditansprüche der Wirtschaft zeigen die Monatsbilanzen per 31. Mai 1928 der Banken und Girozentralen. Die Kreditoren bei den Berliner Großbanken haben sich um 108 Millionen Mark, bei den Girozentralen um 162 Millionen Mark erhöht. — Ende Mai belief sich der Einlagenbestand der preußischen Sparkassen auf 3 628,5 Millionen gegen 3 545,4 Millionen Mark im April. Die Giroeinlagen betrugen Ende Mai 919,7 gegen 874,3 Millionen Mark im Vormonat. — Ueber den Saatenstand im Deutschen Reich wird berichtet, daß das Wintergetreide die kühle Witterung verhältnismäßig gut überstanden hat. Die Entwicklung der Sommersaaten ist uneinheitlich. Mit Ausnahme des Sommerweizens wird der Stand im allgemeinen besser als im Vorjahr beurteilt. Das Wachstum der Futterpflanzen und Hackfrüchte hat eine Verzögerung erlitten. — Der Reichsindex für Lebenshaltung im Monat Mai beläuft sich auf 150,6 gegen 150,7% im Vormonat. — Der Gesamtindex beläuft sich auf 141 gegen 141,2% der Vorwoche. — Die Haltung der Börse war in der Berichtswoche unter dem Einfluß der flauen Tendenz der auswärtigen Börsen und der starken Geschäftslosigkeit ausgesprochen schwach. — Am Devisenmarkt zogen die Hauptvaluten nach Schwankungen gegen Ende der Berichtswoche leicht an. Die Auszahlung Madrid lag in Reaktion auf den vorwöchentlichen starken Kursrückgang gut erholt. — Der Geldmarkt zeigte infolge der Vorbereitungen für die Ultimoabwicklung, die jedoch keine Schwierigkeiten bereiten wird, eine gewisse Anspannung. Der Privatdiskont wurde am 25. ds. Mts. für beide Sichten um $^1/_8$% auf $6^3/_4$% erhöht.

Lache Bajazzo

ROMAN von J. SCHNEIDER-FOERSTL

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU I. SA.

(2. Fortsetzung.)

Richthofens fing an, ihre Linke zu streicheln. „Mizzerl, wann ein Hund winselt um ein Stückerl Brot, das ist leichter, als den Mund zulassen, wann einem die Gedärm krachn! — Mußt nicht so hart urteilen! — Hast ihn schon einmal genauer angschaut, den Feßmann? — Net? — Zum mußt es nachholen! — Oder du mußt dich von ihm zum Nachtmahln einladn lassn!"

„Ich habe nicht die geringste Lust dazu!"

„Das glaub ich! Weil man von nix net satt kriegt. Und nix, das hat er alle Tag!"

In Hettingens Gesicht wechselten die Farben. „Ich hatte keine Ahnung, daß es so um ihn steht — Ist seine Praxis denn nicht gut? — Mir gegenüber hat er noch nie geklagt!"

Richthofen griff langsam nach dem Elfenbeinhebel der Kaffeemaschine und ließ die dicken, duftschweren Tropfen in seine Tasse sickern. „Nein, klagn tut er net! — Weißt Hettingen, und das Redn nutzt nix. Ein Arzt braucht Patienten und eine gute Lag und ein bisserl ein Vermögen, daß er sich einrichtn kann! Das hat der Feßmann alles nicht. — Und ihm Geld anbietn — ich möcht dem armen Kerl nicht weh tun —"

Maria Richthofens Gesicht blieb nach wie vor kalt und abweisend.

Hettingens Augen lagen von den langen Wimpern halb verschlossen. Er suchte nach etwas, über das er sich im Momente nicht ganz klar werden konnte. „Weißt du vielleicht eine Möglichkeit, Poldi, wie sich ihm eventuell unter die Schultern greifen ließe? Ich würde es so gerne tun!"

„Ich glaub dir's eh, Joachim!" — Aber wann ich dir ratn darf, laß kein. Ich hab schon einmal den Versuch gemacht, und er hat mich abblitzen lassn, und wie! — Und dir ging's ebenso!"

Dann sprang man von diesem Thema auf ein anderes über. Es gab so viel in dem großen Wien, über das sich reden ließ. Wichtiges und Unwichtiges, und es war vieles darunter, das dem Baron durch seine lange Abwesenheit im Auslande neu und unbekannt und darum von Interesse war.

* * *

„Guten Morgen, Herr Baron!"

Auf lautlos gleitenden Gummirädern rollte die breite Glastüre zur Seite, die den Arbeitsraum des Bankiers Hettingen mit dem Speisezimmer verband.

Ein breiter Sonnenstreifen zitterte über dem ockerfarbenen Teppich und kletterte langsam das dunkle Leder der hohen Stühle hinauf.

Zwei halberblühte Sammetrosen neigten sich über den schweren Schliff der Vase, die in der Mitte des ovalen Tisches stand, auf welchem drei Gedecke blitzten.

Die weißen nervösen Hände des Bankiers fuhren glättend über den melierten Spitzbart von dunklem Blond, während die scharfen, tiefblauen Augen ungeduldig nach der Türe suchten.

„Die Frau Baronin lassen um fünf Minuten Geduld bitten," kam es von dem Platze, wo der Diener stand. Eine Drehung am Lichtschalter ließ ein dumpfes Summen in der Teemaschine vernehmen.

Knapp vor der angegebenen Minutenzeit betrat eine in den vierziger Jahren stehende, aber noch immer jugendlich schöne, anmutige Frau den Raum. Ihre dunklen Augen leuchteten wie Brände, als sie dem Manne, der rasch auf sie zuschritt, die Lippen bot. „Ich habe mich so beeilt, Artur, da ich dachte, Joachim würde sonst auf uns warten müssen!"

„Bestellen Sie meinem Sohne, daß es Frühstückzeit ist." Der Bankier wandte sich dabei kaum nach dem Diener um, der lautlos am Tische hantierte.

Ein verlegenes Räuspern. „Der Herr Baron Joachim — sind — noch nicht zurückgekommen!"

„Wie? —"

„Der junge gnädige Herr — haben — heute nacht nicht zu Hause geschlafen!"

Hettingens noch immer stattliche Gestalt straffte sich. Man sah es seinem Gesichte an, daß er sich nur mit Rücksicht auf die Dame des Hauses beherrschte. „Sie haben sich geirrt, Oskar! Sehen Sie nach und sagen Sie meinem Sohne, daß wir auf ihn warten."

Ohne irgendwelche Gegenrede klappte die Türe hinter dem Bedienten ins Schloß.

Die schöne Frau legte besorgt ihre ringgeschmückten Hände auf den Arm des Gatten. „Wir dürfen ihn nicht mehr so am Gängelbande halten, Liebster! Er ist achtundzwanzig! —, Und er hat uns doch immer nur Freude gemacht, Artur! Immer nur Freude! Nicht? — Und wenn er nun wirklich diese eine Nacht außer Hause war — — —"

„Dann werde ich ihm klarmachen, wohin er gehört!" war die in unterdrücktem Zorn gegebene Antwort. Während der Gatte nervös gereizt das Zimmer mit langen Schritten durchmaß, ließ sich die Baronin am Tische nieder, um Aprikosenmark auf die butterbelegten halbierten Brote zu streichen.

„Es hat so sehr geregnet heute nacht! Vielleicht hat ihn das abgehalten, nach Hause zu kommen!" Sie wandte ihr Gesicht bittend nach dem Manne, der in einiger Entfernung von ihr stehengeblieben war.

„Du vergißt, daß es Fahrgelegenheit gibt in Wien, meine liebe Margot. Wir haben Fiaker, Tramways und Autotaxen. Außerdem hätte er nur anzuklingeln gebraucht, um den Wagen da oder dorthin zu bestellen. Ich hoffe nicht, daß er sich in Weibergeschichten einläßt! — Das ginge noch ab."

„Müssen denn immer Frauen im Spiele sein," milderte die Baronin die Schärfe seiner Worte. „In seinem Alter hat man doch auch Freunde! — Man . . ."

„Der Herr Baron Joachim sind soeben zurückgekommen!" Der Diener trat einen Schritt zurück, um dem Sohn des Hauses den Vortritt über die Schwelle zu lassen.

„Guten Morgen, liebe Mama! Papa recht guten Vormittag!"

„Wo treibst du dich herum?" klang es ihm heftig aus dem Munde des Vaters entgegen, während die Mutter sich von dem Sohne küssen ließ. „Abgesehen von der Sorge, die man trägt, wenn du Nächte über weg bleibst — —"

„Es ist das erstemal, Papa — —"

„Das ist keine Entschuldigung! — Man kann um sechs Uhr früh nach Hause kommen, meinetwegen auch um acht Uhr — aber nicht erst um zehn Uhr vormittags. — Laß dir von deiner Mutter ein Brot streichen und dann habe die Güte mit in die Bank zu kommen. In den acht Tagen, die du hier bist, hast du noch keinen Fuß hineingesetzt. Ich habe gestern Direktor Wörner Anweisung gegeben, dich anzuleiten!"

„Papa, ich habe dir bereits gesagt — "

Der Baron schnitt dem Sohne das Wort mit einer befehlenden Geste der Linken ab. „Ich danke dir, Margot!" Er nahm die Tasse, welche ihm seine Frau reichte, und führte sie an die Lippen.

Die Mutter schickte einen bittenden Blick nach dem Sohne und streichelte verstohlen die eine seiner sattgebräunten Hände, die neben ihr auf der blendenden Weiße des Damastes lag. Sekundenlang ruhten ihre kühlen Finger in zärtlichem Drucke darüber.

„Wo warst du übrigens — wenn die Frage erlaubt ist?"

Der Blick des Bankiers haftete mit leichtem Spott in den großen, tiefblauen Augen, die ohne Scheu den seinen begegneten.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0003

„Wenn jemand eine Reise tut . . .“

Von **R. Fabri de Fabris.**

Meine Schwägerin in Gundelfingen hatte Zwillinge bekommen, und bei dem einen sollte meine Frau Patin werden. Sie war heute in aller Herrgottsfrühe abgereist und mich als getreuen Gatten und Vater hatte das Los getroffen, unsere eigenen Sprößlinge, den achtjährigen Kurt und das sechsjährige Mariele für acht Tage nach Köln zum Besuche der Großeltern zu bringen. Der große Familienkoffer war vorsorglich schon vorausgeschickt, und in die unergründlichen Tiefen einer aus dem Besitz einer Ahnfrau stammenden, in den lebhaftesten Farben gestickten Handtasche hatte meine Frau gestern am späten Abend noch ungezählte Butterbrote, Kringel und eine große Flasche Himbeersaft samt dem dazu gehörigen Beiwerk verstaut. Mir hatte freilich nichts Gutes geschwant beim Anblick der Flasche, aber meine warnenden Worte waren wirkungslos verhallt. Bei Meinungsverschiedenheiten in Wirtschaftssachen triumphiert ja, wie's scheint, naturnotwendig immer die Frau.

Nach langer, trostloser Regenzeit hatten wir heute den ersten Sonnentag. Das herrlichste Reisewetter, wenn wir nicht im Juli gewesen wären. Eine fürchterliche Hitzewelle schlug uns aus dem Abteil dritter Klasse entgegen, das wir nach einem Wettlauf mit zahllosen Mitmenschen glücklich ergatterten. Kein Wunder! Die Fenster an beiden Seiten waren geschlossen, und wie ein kleiner Backofen saß schnitzend ein schlafender Mann von riesenhaften Ausmaßen in Länge und Körperfülle gleich vorne auf den ersten zwei Plätzen. Wir hatten Mühe, uns an seinen Füßen vorbeizuzwängen, ohne die schuldige Rücksicht auf seine vielleicht sehr empfindlichen Zehen außer Acht zu lassen.

Neben ihm saß eine ältere Dame aufrecht und schlank wie gotische Figur, trotz der Hitze in einen dicken, grauen Regenmantel gehüllt. Grau war alles an der Erscheinung: Hut, Haar, Gesicht, Handschuhe, ja, selbst das kleine Vogelbauer mit dem Distelfink, das sie sorgsam wie ein Heiligtum zwischen den gefalteten unheimlich langen Fingern hielt. Wir nahmen die den ungleichen Reisekameraden gegenüberliegenden Plätze ein. Die Reisetasche aus „Altbesitz“ hatte ich sorglich ins Netz hinter den Plätzen der Kinder gestellt. Nach uns versuchte noch manch einer den Eintritt in unser Abteil; aber angesichts des schnarchenden Backofens, dessen Heldenbrust in weißer Weste wie ein rundlich geplätteter Kalksteinhügel ins Abteil ragte, verschwanden sie im Nu. Oder sollte der Anblick meiner unschuldigen Kinder sie vertrieben haben . . .? Mariele und Kurt saßen doch entgegen ihrer Gewohnheit so unheimlich brav und schweigsam da. Das feuerfarbene, von weitem Filzhut beschattete Antlitz des weißhusigen Wärmeofenders hielt die Aeuglein Marieles, der melancholische Distelfink im grauen Gitterkorb Kurt's Blicke gebannt. Mit dem Vorrang der Frauen unterbrach Mariele endlich die Stille. Schmetternd im Trompetenton, kam die Frage:

„Vater, ist das ein Menschenfresser? . . . Der Mann da sieht grad so aus wie der Menschenfresser in meinem Märchenbuch. Grad so dick und groß. Und grad so einen Hut hat er auch auf. Nur daß hier auf dem kein Däumling spazieren geht“.

„Wie dumm! Menschenfresser gibt es doch schon lange nicht mehr!“ belehrte Kurt das unwissende Schwesterlein. „Der da ist höchstens der Riese Goliath“.

„Pst! Pst!“ warnte ich ärgerlich. „Was schwätzt ihr da für Unsinn. Schämt ihr euch nicht?“

Kurt schwieg und versenkte sich von neuem in seine ornithologischen Betrachtungen; die Kleine aber schmiegte sich als echtes Schmeichelkätzchen an mich und fragte: „Warum darf man denn das nicht sagen, Vater? Es steht doch auch in meinem Bilderbuch!“

Ich schloß nach einem flüchtigen Blick auf die grauen Mundfalten ärgerlichen Verdrusses um Mund und Augen der dürren Dame, daß der Dicke ihr nicht fremd sein konnte und hielt es am geratensten zu schweigen, statt das Thema weiter auszuspinnen. Wir mußten bald in Mainz sein. Vielleicht verließen dort die ungleichen Gefährten den Zug und die Kinder waren beruhigt. Ich versenkte mich in die Lektüre meiner Zeitung. Ein Artikel über die Gehaltsaufbesserung der Beamten nahm meinen ganzen inneren Menschen gefangen. Wie im Traum hörte ich Kurt's Stimme: „Vater, dürfen wir ein paar Kringel haben?“ Wie im Traum nickte ich Gewährung und fühlte den Sprößling neben mir emporklettern und zu der Tasche greifen, die da oben vielverheißend unter meinem Strohhut halb verborgen lag.

Ein gluckender Ton von oben schreckte mich plötzlich aus wirtschaftlichen Illusionen auf. Wahrhaftig, da setzte der Bengel soeben die entkorkte Himbeerflasche an den pflichtvergessenen unschuldigen Kindermund.

„Kurt, du Taugenichts, willst du wohl?“ wollte ich rufen.

Aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken angesichts des Salto mortale, den die der Hand des jugendlichen Missetäters entgleitende und nur dem natürlichen Gesetz der Schwere folgende Flasche im gleichen Augenblick ausführte. Kein Zirkuskünstler hätte einen eleganteren Luftsprung ausführen können. Mit dumpfem Gebrüll erwachte jählings der Schläfer und starrte mit kugelförmig vorspringenden Augen auf die zu seinen Füßen in dickflüssiger, wohlriechender Brühe hin- und herrollende Flasche. Seltsamerweise war sie nicht zerbrochen.

Ich selbst war fast geblendet durch die süßen Ströme des amaranthfarbenen Strups, die sich in unheimlicher Fülle von meinem Haupte herniedergossen. Ich hatte eine dunkle Vorstellung von jenem Lande, dessen Berge von Reisbrei und dessen Flüsse von Wein und Fruchtsaft sind. Die gotische Figur war gleichzeitig mit uns beiden Begossenen aufgeprungen und hatte den kleinen Uebeltäter beim Kragen erwischt. Ein paar energische Handbewegungen ihrerseits, lautes Klagegeheul seinerseits. So, nun hatten wir glücklich den Heldentenor oder Falsetto zu dem dröhnenden Baß des Alten.

Aber noch einige ganz unmenschliche Töne mischten sich in die Arie. Beim Ausüben der pädagogischen Rachepflicht war der grauen Hand das kleine Vogelbauer entglitten. Der Haken war zurückgesprungen, und im Nu saß das Braunröckchen mit dem roten Brüstchen oben im Gepäcknetz auf der Tasche der Ahnfrau und sang in seiner Muttersprache frei nach Schiller: „Freude, schöner Götterfunken!“

„So wisch mich doch ab, Frau! Wisch doch ab, Scholastika!“ brüllte der Dicke, der mit ausgestreckten Armen dastehend, die eine Hälfte des Abteils einnahm. „So wisch doch . . .! Das Sauzeug läuft halt schon an den Hosen runter!“

Man hätte seine Westenfront in der Tat für ein verkleinertes Abbild des Roten Meeres in der weißen Sandwüste Arabiens halten können. Aber die Klagetöne des Gemahls rührten die graue Scholastika nicht. Sie saß und hörte nichts als ihren kleinen Sänger. In den rührendsten Schmeicheltönen bat sie:

„So komm doch runter, mein liebes Vögeli, komm doch mein kleines Pfififli!“

Aber der Vögel tat so, als ob er kein Deutsch verstehe. Ich beteiligte mich, um das Unrecht meines Sohnes in etwas gut zu machen, ohne Rücksicht auf mein triefendes Haupthaar und Antlitz eifrig an der Vogelsagd. Hin und her glitten wir über den Boden. Endlich hatte der Vogel die Einsicht, in der Tasche zu verschwinden. Sie war geöffnet geblieben, und ihre Backwerkschätze mochten ihn wohl angelockt haben.

„Er ist drin, Vater! Schnell zumachen!“ belehrte Kurt.

Ich tat es und überreichte dann meine Jagdbeute der grauen Dame.

„Nun rasch öffnen, sonst erstickt er noch!“ . . .

„Wisch mich ab, Scholastika, es geht schon bis auf die Schuh“, kam es aus der anderen Hälfte des Abteils.

Aber nur das kleine Mariele half durch eifriges Reiben mit seinem Taschentüchlein, daß aus dem Begossenen ein Angeschmierter wurde. Der Zug hielt in Mainz. Der Vogel war noch immer nicht gefunden im Labyrinth der Butterbrote im Innern der Tasche, davon natürlich nur eine Handbreit geöffnet bleiben durfte. Vorsichtig durchwühlten die grauen Finger die Backwerkschätze.

„Ich hab ihn“, schrie die Graue endlich und zog behutsam das zerzaust aufsehende Tierlein aus Tageslicht.

In diesem Augenblick stiegen ohne viel Federlesens zwei Damen ein. Sie hüpften auf ihren Lackschühchen arglos ins Abteil. Ihre Blicke hingen entsetzt an der rosa- und weißgestreiften Weste, und so entging ihnen die rote Gleitbahn des Bodens, bis sie ins Rutschen kamen und nur durch meine ritterlich ausgestreckte Hand vor dem Hinfallen bewahrt wurden.

„What's this? . . . Shocking! . . . Horrible! Blood? No — No. The smell's not so bad! . . .“

Sie waren entsetzt neben Mariele hingesunken und zwitscherten sich ihre Wahrnehmungen in ihrer angelsächsischen Muttersprache zu.

Die Wißbegierde meiner Kleinen war aufs neue geweckt.

„Vater, was ist das für ein Plattdeutsch, das die Fräuleins sprechen? Sprechen so die Leute in Köln all? Das kann ja kein Mensch verstehen, gelt Kurt?“

Aber Kurt schaute betrübt auf den Distelfink, der wieder ins Körbchen unter die steingrauen Finger gekommen war.

Nun konnte ich endlich daran denken, im verschwiegenen Nebengemach an die Reinigung meines äußeren Menschen zu gehen. Aber natürlich. Da fehlte das Wasser. Was blieb uns nun übrig, als in Bingen auszusteigen und im „Weißen Roß“ eine Kunstpause von ein paar Stunden zu machen.

Daß Goethe vor einem Fahrhundert hier auch mal abgestiegen, war ein schwacher Trost. Jedenfalls hatte er keine Sprößlinge mit einer gefüllten Himbeerflasche bei sich gehabt.

Amundsens Tragödie.

War Nobile „berufen“? — Ist Nobile schuldig?

Der General Nobile hat eine „schlechte Presse“. Krank und verwundet, fiebernd und irre redend — so hat man ihn gefunden, so hat man ihn von der treibenden Eisscholle heimgebracht, so ist er gerettet worden. „So hat er sich gerettet,“ klingt es jetzt, mit unverhüllter Bitterkeit und Ironie, von überall her, „so als erster sich in Sicherheit gebracht, der Kapitän vor der untergehenden Mannschaft, der Führer vor denen, welche sich ihm anvertraut hatten. Und um dieses von brennendem Ehrgeiz erfüllten Italieners willen, um dieser schlecht vorbereiteten, pseudowissenschaftlichen Sport- und Rekordfahrt willen mußte ein Mann wie Roald Amundsen, mußte dieser wetterharte, in dreißigjähriger Polforschung erprobte und gestählte Nordlandssohn vor der Zeit wahrscheinlich sein Leben lassen. Denn die Hoffnung, daß Roald Amundsen noch unter den Lebenden weilen könnte, wird ja leider von Tag zu Tag geringer!“ So scharf, so schrill und schmetternd tönen die Anklagen, und Erregung und Groll und Schmerz um den Untergang des Mannes, der an beiden Erdpolen sich als Held erwiesen hat, schwellen immer mehr an und können leicht zu Ungerechtigkeit verführen. Und so hat man sich denn, leidenschaftslos und ohne sich durch der Parteien Gunst und Haß verwirren zu lassen, zu fragen, ob der „konzentrische Angriff“, der jetzt gegen den vor einigen Wochen auch bei uns noch gefeierten General Nobile gerichtet wird, berechtigt ist.

Wahr ist es, daß nach deutscher, skandinavischer und angelsächsischer Auffassung der Kapitän sein Schiff nicht verlassen soll, ehe nicht der letzte Mann gerettet ist, und wahr ist es, daß der General Nobile schon bei früherer Gelegenheit, schon auf seinem ersten Nordpolfluge nicht allzuviel Heldisches gezeigt und um das bißchen Leben mehr gebangt hat, als man es von einem Soldaten, der, ein Wiking der Luft, ausfährt, um den Pol zu erobern, hätte erwarten dürfen. Amundsen, Riiser Larsen und der Amerikaner Ellsworth, die auf jenem ersten Fluge mit ihm waren, haben viel erzählt von dem Theatralischen, das in ihm war, von der Sucht, zu posieren und sich überall in Szene zu setzen, und — es darf nicht verschwiegen werden — von seiner Hinterhältigkeit, die ihn veranlaßt habe, bindende Abmachungen rücksichtslos zu brechen, wenn er sich einen Vorteil für seine Person davon versprechen zu können glaubte. Und es darf auch nicht verschwiegen werden, daß die drei, die zusammenhielten, ihm Unfähigkeit, Mangel an Führertalenten, übertriebene Empfindlichkeit und „allzu schwache Nerven“ zum Vorwurf gemacht haben. Wir wollen und können uns diese Vorwürfe nicht zu eigen machen, wir können nur darlegen, was seinerzeit gesagt worden ist, und was Roald Amundsen noch kurz vor seiner letzten Ausfahrt, der Aussfahrt, die er unternahm, um „den Feind“ zu retten, in seinen jetzt veröffentlichten Schilderungen seiner Polfahrten klar und deutlich wiederholt hat. Aber wir dürfen auch nicht verschweigen, daß nach Beendigung des Nordpolfluges, den Nobile und Amundsen im Jahre 1926 gemeinsam unternommen hatten, um über das Eismeer den Flug von einem Kontinent zum anderen zu machen, ein nicht sehr würdiges Gezänk um geldlicher Interessen willen und um Prestigefragen losging, daß Hiebe von dieser und von jener Seite ausgeteilt wurden, und daß Amundsen auch von seinen eigenen Landsleuten nicht in allem recht bekam. Was Amundsen an Nobile hauptsächlich zu tadeln hatte, war, daß er den Flug nicht aus Forschungsgründen, sondern sozusagen in einer Art Wettrennen mit Byrd und andern unternommen habe, und daß es ihm hauptsächlich darauf angekommen sei, italienische Fahnen am Pol abzuwerfen, um Italiens Namen von neuem zu Ehren zu bringen.

Das ist vielleicht wirklich „des Pudels Kern“, wenn man hier so sagen darf. Es steckt in jedem Italiener ein Mussolini, und „L'Italia farà da sè“, Italien wird schon allein fertig werden, das stolze Wort, mit dem der „Duce“ in Rom auch jetzt jede Hilfsaktion für die in höchste Not geratene „Italia“, womit in diesem Falle das Luftschiff des Generals Nobile gemeint ist, zurückweisen zu wollen schien, ist nicht erst seit heute und gestern italienische Devise. Aus politisch-propagandistischen Gründen hat Nobile den Flug zum Nordpol unternommen, und „Es lebe das ewige Italien“ soll er gerufen haben, als das Luftschiff bereits zerschellt war. So wenigstens wurde es später in die Welt gesunkt. Und als Opfer dieser Ruhmsucht liegt nun Roald Amundsen auf der Walstatt, „gefallen vor dem Feind“! Dem Feind? War ihm Nobile wirklich noch der Feind in der Stunde, da er — Roald Amundsen — ausflog, um den in Not befindlichen Kameraden von ehemals zu suchen und zu retten? Als aller Groll, der in ihm war, schwand und Menschlichstes in ihm erwachte? Als er sich sagen mochte: „Hier darf nicht Schuld und Nichtschuld abgewogen werden, hier gibt es nur eines: Menschen, Brüder, die mit dem weißen Tode ringen, zu retten!“ Es gibt keine Tat, die größer wäre als diese letzte große Tat des Helden Amundsen, es gibt keine Tragödie, die erschütternder wäre als dieses Drama von dem braven Manne, der in den Tod geht, um „den Feind“ zu retten. Und um dieser Heldentat willen sollte auch alles vergessen werden, was gegen Nobile etwa mit einiger Berechtigung vorgebracht werden könnte. Was er auch verschuldet haben und wie leichtsinnig er sich auch auf die Fahrt begeben haben mag — es sollte als gesühnt gelten, gesühnt durch einen andern, Größeren . . .

Freiwillige Versteigerung.

Am Sonnabend, den 7. Juli, nachm. 3 Uhr soll das den Bude'schen Erben in Nebra gehörige Grundstück:

Grbb. Nebra Band 7 Art. 25, Geb.-St.-N. Nr. 107, Fürstengasse Nr. 7, Wohnhaus mit Hausgarten und Anteil an ungetrennten Hofräumen, 1910: 108 M. Geb.-St.-N.-B.,

im Ratskeller zu Nebra öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden. Bestimmungen im Termin. Ausweispapiere mitbringen.

Dr. Zimmermann,
Rechtsanwalt und Notar in Nebra.

Geschäftseröffnung.

Den geehrten Einwohnern von Nebra und Umgebung zur gefälligen Kenntnis, daß ich vom heutigen Tage ab hierselbst, **Neue Reihe Nr. 5, im Grundstück des Herrn Otto Müller,** ein

Malergeschäft

eröffnet habe. Es soll mein eifrigstes Bestreben sein, alle im Malergeschäft vorkommenden Arbeiten sauber und preiswert auszuführen, und bitte um freundliche Unterstützung.

Bruno Ulcmann, Malergeschäft
Nebra a. U. Neue Reihe Nr. 5

Vaterl. Frauenverein
Monatsversammlung
Donnerstag, den 5. Juli,
abends 8 Uhr im „Weißen Roß“.
(Fr. Nöllig).

Heute Dienstag
ff. Fettbücklinge
Ww. Meitz.

Kammerjäger und Desinfektor **Scheidemann**
(Mitglied d. Verbandes Deutscher Ungeziefer-Bekämpfungs-Betriebe)
ist gegenwärtig wieder in **Nebra und Umgegend** und vertilgt radikal unter einjähr. schriftlicher Garantie
Ratten, Mäuse, Schwaben usw.
Spezialität in **Wanzen-Vertilgung** nach neuester Methode.
Zahlreiche Anerkennungen. Bestellungen bitte unter **K. D.** sofort in der Geschäftsstelle dieser Zeitung niederzulegen.

Landwirt (Witwer), 42 Jahre, kerngesund, stattliche Erscheinung, welcher sein Gut verkauft hat,
sucht Gut von 60—80 Morgen zu kaufen
oder in gleiche Wirtschaft einzuheiraten.
Gefl. **Eil**-Angebote unter **A. M. 33** an die Geschäftsstelle d. Bl.

Hobeldielen
Stabbretter
Fußleisten
in sauberster Bearbeitung

Kantholzlisten
Dachlatten
Schalbretter
in allen Stärken

Tischlerbretter
Fichte und Kiefer,
besäumt und unbesäumt
in allen gangbaren Dimensionen
am Lager
Thüringer Holzwerke, Rossleben
Fernsprecher 63 Am Bahnhof

Buchdruckerei Wilhelm Sauer
ROSSLEBEN a/U.
liefert
Werbedrucke / Prospekte
Kataloge
Privat- und Vereins-
Drucksachen
in erstklassiger Ausführung

Ein Inserat im Nebraer Anzeiger wirbt Ihnen neue Kundschaft.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0004

Das Leben im Wort

Nr. 27 ✶ Unterhaltungsbeilage ✶ 1928

Maria Ferreira

Ein Roman von den Ufern des Mondego

Sechste Fortsetzung

Von Olfrid von Hanstein

Sie stand einen Augenblick zögernd, dann öffnete sie mit einem raschen Griff das Fenster und trat ein paar Schritte zurück. Sie war bleich geworden, der heftig atmenden Brust sah man an, daß sie eine Bewegung niederkämpfte.

Ein junger Mann stieg vorsichtig hinein, blickte sich um, schloß das Fenster und stand ihr gegenüber. Er war jung, schön, wie es so viele sind unter den portugiesischen Männern, er war in der Tracht eines einfachen Soldaten, mit langem Mantel. Sein Gesicht war hager und seine Augen sehr lebhaft, aber unruhig flatternd. Seine ganze Haltung verriet ungeheuere Bewegung, und sein Antlitz zeugte davon, daß ungezügelte Leidenschaft diesen Mann beherrschte. Jetzt streckte er ihr beide Hände entgegen und sagte leise, aber in verhaltender Glut:

„Senhora Joanna — — Sie sind wirklich gekommen?"

Die flüchtende Nonne stand steif aufgerichtet.

„Hauptmann Paiva Conceiro, ich bitte Sie dringend, haben Sie sich in der Gewalt. Es ist ein außergewöhnlicher, ein fast unmöglicher Schritt, den ich in dieser Nacht getan habe — —"

„Senhora Joanna — — Sie wissen, wie glühend ich Sie liebe, Sie wissen, daß ich in jedem Augenblick bereit bin, mein Leben Ihnen zu opfern."

Sie hatte sich wieder vollständig in ihrer Gewalt, ihr Gesicht war kühl und voller Hoheit.

„Nein, Hauptmann Conceiro, alles dies weiß ich nicht, will es in diesem Augenblick wenigstens nicht wissen, sonst dürfte ich es nicht dulden, daß Sie zu nächtlicher Stunde hier vor mir stehen. Ich bitte Sie, Hauptmann Paiva, seien Sie ein Mann. Denken Sie in dieser Stunde nicht an persönliche Dinge, die längst verjährt sind und für die wir jetzt keine Zeit haben."

„Senhora, ist das alles wirklich verjährt?"

Einen Augenblick stieg eine weiche Regung in ihr auf, die sie aber niederkämpfte.

„Zum wenigsten muß es in diesem Augenblick vergessen sein. Es mag Ihnen genügen, Paiva, daß ich mich an Sie gewendet habe. Ich denke, es ist ein Zeichen nicht geringen Vertrauens, wenn ich mich in dieser Nacht unter Ihren Schutz stelle. Machen Sie mich nicht irre in diesem Vertrauen, reden und tun Sie nichts, was sie als Edelmann, als Freund meines Vaters — — —"

Sie fuhr mit leiser Stimme fort: „Was Sie als ein Mann, der glaubt, mich zu lieben, was Sie als Portugiese einer Portugiesin gegenüber verantworten können."

Der Hauptmann stand im Kampf mit sich selbst, dann richtete er sich auf und sagte im ruhigen Ton: „Befehlen Sie über mich, ich werde versuchen, nichts zu sein, als der Hauptmann Paiva Conceiro und in Ihnen nur die Gräfin Joanna de Castro zu sehen."

„So ist es recht. Sie haben meinen Brief bekommen — —?"

„Er erreichte mich in Lissabon eine Stunde, ehe ich aus der Stadt flüchten mußte, und ein glücklicher Zufall ließ es dem Boten gelingen, den Brief meinem Diener zuzustecken, wenige Minuten ehe er selbst verhaftet wurde."

„Was ist mit ihm geschehen?"

„Man erkannte in ihm den Klosterboten und untersuchte ihn auf Briefschaften. Sie waren sehr scharf in diesen Tagen und witterten überall geheime Gegenminen der Jesuiten. Sie haben ihn laufen lassen. Hätten sie ihren Brief gefunden, Gräfin — —, wahrscheinlich stünde ich jetzt nicht hier und Sie selbst — —"

„Danken wir Gott, daß es geglückt ist. Wo sind unsere Freunde?"

„In die Berge geflüchtet."

„Nach dem Norden?"

„Ich habe ein altes Blockhaus, eine Jagdhütte in der Nähe des Escurasees."

„Hoch oben im Estrellagebirge?"

„Man darf nicht wählerisch sein in solchen Tagen."

„Bringen Sie mich dort hin."

„Gräfin, Sie?"

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich sehe, Sie haben mich ja verstanden."

„Vollkommen. Es war nicht leicht. Ich mußte aus Lissabon fliehen, zum Glück hat mich niemand in Guarda erkannt oder nach meinem Namen gefragt. Wie kamen Sie zu dieser Ortskenntnis, Gräfin, woher wußten Sie so genau, daß dieses Zimmer im bischöflichen Dienerhaus, oben unter dem Dach, direkt an die Holzgalerie stößt, die sich an den oberen Fenstern der Rückseite dieses Hotels vorüberzieht?"

Joanna lächelte.

„Sie wissen, der frühere Bischof von Guarda war mein Onkel, und ich habe als Kind oft in seinem Hause gespielt. Wie gelang es Ihnen, das Zimmer zu bekommen?"

„Ich erfuhr, daß der Bischof in Lissabon war, ich reiste schnell hierher, nannte einen anderen Namen, zum Glück

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0005

verlangte niemand nach einem Ausweis. Ich stellte mich dem Kastellan als den Maler vor, den der Bischof aus Lissabon zur Auffrischung einiger alter Gemälde geschickt hätte, so ließ man mich ein, und in den Unruhen der von allen Seiten unerwartet eintreffenden Nonnen und Mönche vergaß man mich wohl. So konnte ich einen der Diener bestechen, mir jenes Zimmer zu geben. Vielleicht fand er es richtig, daß der Maler sich unter dem dort verstauten alten Gerümpel wohlfühlte.

Ich stand bereits eine Stunde am Fenster, sah, wie es in diesem Zimmer hell wurde, und um Mitternacht klopfte ich an die Scheibe, wie Sie es befahlen."

„Auch ich war vorsichtig, habe mit Absicht so getan, als sei ich fremd in der Stadt, und nach dem Hotel gefragt. Jetzt keine unnütze Zeit verloren. Wie kommen wir in dieser Nacht aus der Stadt, ohne daß jemand uns sieht und aufhält."

„Das ist nicht ganz leicht. Der Platz ist voller Soldaten, politische Agenten der Republik sind in Zivil auf den Straßen. Es würde selbstverständlich auffallen, wenn Sie das Hotel wieder verließen, zumal es wohl sicher ist, daß man auf Sie, Gräfin, nach Ihrem ungewöhnlichen Schritt besonders achtet."

„Also, wie kommen wir fort?"

„Sie sehen, Gräfin, ich habe eine Soldatenuniform an. Ich bin natürlich nicht in dieser in den Bischofspalast gekommen, sondern habe sie in meinem Koffer mit hereingebracht.

Soldaten mit republikanischen Abzeichen sind sicher in dieser Nacht am wenigsten auffallend. Wenn ich mit Ihnen hinausginge — — als hätte ich Sie verhaftet — —"

Joanna überlegte einen Augenblick, dann schüttelte sie den Kopf.

„Das würde auffallen. Die Polizei weiß, daß ich mit Bewilligung des Chefe de Esquadra im Hotel wohne."

Sie sah ihn einen Augenblick nachdenklich an.

„Haben Sie andere Stiefel?"

„Gewiß, ich kam ja in bürgerlicher Kleidung in das Bischofshaus."

„Können Sie dieses Bischofshaus verlassen, ohne die Dienerschaft zu wecken?"

„Ich habe mich vorhin überzeugt, daß der Schlüssel, mit dem das Tor verschlossen ist, von innen steckt."

„Gut, geben Sie mir Ihre langen Schaftstiefel, Ihren Soldatenmantel und Ihre Mütze. Ich habe gesehen, daß viele unter den Soldaten, die wahrscheinlich erst von der Republik neu eingekleidet sind, keine vollständigen Uniformen tragen. Es wird weder auffallen, daß Sie Zivilstiefel unter dem Uniformbeinkleid tragen, noch, daß Sie ohne Mütze sind."

„Gräfin, wenn Sie erkannt werden?"

Sie hatte ein sehr strenges Gesicht. „Darf ein Soldat danach fragen, ob ihn eine Kugel trifft? Sagen Sie mir lieber, wie wir weiterkommen, wenn wir aus der Stadt hinaus sind."

„Im benachbarten Dorf Cerojeira stehen bei einem Bauern zwei Pferde. Sie waren einst eine treffliche Reiterin, Gräfin."

Sie lächelte etwas wehmütig. „Ich denke, ich werde es im Kloster nicht völlig verlernt haben."

„Ich wollte Sie auf das Schloß eines Freundes bringen."

„Die Pferde werden uns auch zum Escurasee tragen, jetzt aber schnell, wir haben fast eine volle Stunde verplaudert."

Der Hauptmann trat an das Fenster, die Gärten hinter dem Haus lagen im tiefen Dunkel. Er schwang sich hinaus.

„Ich bringe Ihnen sofort die Stiefel."

Wenige Minuten später kam er zurück und hielt Stiefel, Mantel und Mütze in seiner Hand. „Ich habe Glück gehabt, ich habe eine alte Soldatenmütze im Gerümpel der Kammer gefunden. Sie ist etwas anders, aber im Dunkeln —"

Joanna schlüpfte mit ihren Schuhen in die natürlich viel zu weiten Stiefel. Couceiro warf ihr den langen Mantel über, sie drückte die Mütze tief in die Stirn. Bei ihrer hochgewachsenen Figur konnte sie allenfalls für einen ganz jungen Rekruten gelten.

„Dann also!" Der Hauptmann nahm den kleinen Koffer.

„Vorsicht, es sind nicht wenig Juwelen darin. Mein ganzes Erbe. Bei der Flucht habe ich es zurückgenommen, als die Klosterschätze an uns verteilt wurden. Freilich war die Aebtissin der Meinung —"

„Eine vergebene Hoffnung. Auch die Nonnen werden an der Grenze durchsucht, und nichts kommt außer Landes."

„Um so mehr Vorsicht, wir werden es brauchen."

Sie stiegen durch das Fenster auf die morsche Galerie, die sich am Hause hinzog. Vorher hatte Joanna das Licht gelöscht, jetzt verstand es der Hauptmann, mit dem Dorn seines Taschenmessers den Fensterriegel von außen zu fassen und so zu verschließen, daß ein nichtsahnender Mensch glauben mußte, es sei von innen geschehen. Das kleine Loch, das der Dorn gemacht hatte, verschloß er mit etwas Stearin von der Kerze und rieb mit dem Finger darüber, bis das Stearin den Schmutz des anderen Holzes angenommen hatte.

Währenddessen hatte sich Joanna geschickt über die Brüstung der Galerie in das Zimmer des etwas vorgebauten Bischofshauses geschwungen. „Im Hause ist Lärm. Unten gehen Menschen, sehen Sie — Licht!"

Couceiro schlich ein paar Stufen hinab, lehnte sich über das Geländer, lauschte und kam zurück. „Vielleicht ein günstiger Zufall. Es wird anscheinend eine Wache in diesem fast leeren Hause eingerichtet. Soldaten kommen und gehen mit Akten und Kisten. Jetzt Mut." Einen Augenblick zögerte die Nonne, dann begann sie hinabzusteigen.

Sie traten in eine halboffene Tür, die in ein dunkles Gemach führte. Soldaten stampften die Treppe hinauf, lachten und schwatzten, gingen an der Tür vorüber, hinter der die beiden warteten, kamen zurück —

„Jetzt ist es Zeit. Dicht hinter ihnen her. Fest auftreten."

Der Hauptman sang halblaut einen derben Gassenhauer, Joanna ging neben ihm, fürchtete, ihre Stiefel zu verlieren, während sie hart aufzutreten versuchte, mühte sich die Melodie mitzupfeifen, die Paiva brummte.

Unten war es blendend hell. Offiziere standen da. Joanna erkannte zu ihrem Schreck unter ihnen den Chefe de Esquadra, der ihr die Freiheit gegeben. Sie mußte ganz dicht an ihm vorbei, aber er achtete nicht auf den jungen Soldaten.

„Hallo, was schleppst du hinaus?"

Eine Wache griff nach dem Koffer, den Couceiro in seiner Hand hielt. Der aber ließ nicht los:

„Privateigentum des Generals. Aus Versehen mit herübergebracht. Zurück in das Hotel Santos."

Seine Geistesgegenwart kam ihm zu Hilfe. Er hatte am Abend gesehen, daß drüben im anderen Hotel ein anscheinend hoher Militär die Zimmer belegt hatte. Freilich wußte er weder, ob es ein General war, noch, ob etwa dieser General drüben unter den Offizieren stand, die ihn gehört hätten, wenn sie nicht so laut nuteinander plauderten. Die Wache zuckte die Achseln und beide standen jetzt auf dem Marktplatz.

Ueberall reges Leben. Signale, kommende und gehende Soldaten. Offiziere, die Befehle erteilten, lange Reihen von Mönchen, die man zum Bahnhof führte. Sie mußten am Bischofsplatz vorbei. An einem geöffneten Fenster des Erdgeschosses stand die Fürstinäbtissin. Zufällig sah Joanna hinauf, erschrak, ihre Blicke tauchten ineinander — die Aebtissin schlug das Fenster zu. Sie hatte sie nicht erkannt, hatte wohl in ihr den frechen Blick eines Soldaten vermutet.

Sie gingen durch enge Gassen. Das Pflaster, wenn überhaupt solches vorhanden, war furchtbar. Joanna mußte öfter stehenbleiben. Sie fürchtete, in den hohen, schlappenden Stiefeln die Füße zu brechen.

Sie waren am Ausgange der Stadt, an einem Nebenwege, den Paiva mit Absicht gewählt hatte.

„Hallo, wer da!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0006

Doch ein Posten! Der Hauptmann versuchte zu lachen.

„Gut Freund, Kamerad."

In dieser Nacht galt auch die Uniform nicht als genügender Ausweis.

„Die Parole!"

„Es lebe die Republik!"

„Falsch, ‚Präsident Braga' ist die Parole — im Namen —"

Er wollte eine Pfeife an den Mund setzen, um die Wache herbeizurufen, aber Paiva fiel ihm in den Arm.

„Schafskopf! Kamerad, willst du dich unglücklich machen? Hast du die Ronde verschlafen? Weißt du nicht, daß um Mitternacht die Parole geändert worden ist?"

Der Soldat, der wohl kein ganz reines Gewissen hatte, stutzte, irgendwo in der Nähe war ein Geschrei, ein Pfiff — während der Posten hinüberschaute, eilten Paiva und Joanna an ihm vorbei. Aber jetzt war der Posten wieder aufmerksam.

„Steht, oder ich schieße!"

Dicht vor ihnen hielt das Auto des Generals. Es war an der rotgrünen Fahne erkenntlich, niemand war bei dem Wagen.

„Können Sie lenken?"

„Gewiß."

„Dann rasch."

Ein Schuß sauste über ihre Köpfe hinweg, aber schnell sprangen sie in den Wagen, dessen Motor noch in Gang war.

„Schafskopf, siehst du nicht, daß wir im Auftrag des Generals kommen?"

Das Auto fuhr zwischen Gruppen von Soldaten hindurch, die ihm Platz machten, der Posten schlich beschämt und im Bewußtsein, eine Torheit gemacht zu haben, davon.

*

Wieder ein Sonntagmorgen. Pater Benvenuto hatte die Messe gelesen, dann knieten die drei Mitglieder der Familie Ferreira vor ihm und nahmen die Abendmahlshostie aus seiner Hand. Sie traten aus der Kirche. Auf dem Platz am Brunnen hielt ein Junge einen aufgezäumten Esel. Der Pater war für einen Augenblick in das Pfarrhaus gegangen, um das Gewand zu wechseln und seinen großen Schlapphut zu holen. Borromäo Ferreira machte ein verlegenes Gesicht, und Isabella hielt ihre Tochter umschlungen.

Bis jetzt hatte sie kaum über die Reise gesprochen, hatte stumm geholfen, ihre wenigen Sachen in ein Bündel zu schnüren. Nun aber hielt sie schluchzend ihr Kind in den Armen. Es gab nicht viel Zärtlichkeit im Dorfe Lavrão. Dazu fehlte den armen Menschen die Zeit, aber jetzt, im Augenblicke des Abschieds, übermannte die Mutter der Schmerz. „Nicht doch, nicht weinen, für d i ch gehe ich ja fort. Für dich gehe ich hinaus in die Welt, damit du es gut hast, wenn ich wieder da bin." Das wußte die kleine Maria Ferreira nicht, daß es für sie kein Zurückkommen geben konnte, wenn sie erst einmal hinausgewachsen war über das Elend der Heimat.

Der Pater stieg langsam und vorsichtig auf den Esel, und leichtfüßig sprang jetzt die kleine Maria hinter ihn auf den Bug des gutmütigen Tieres. Hübsch sah sie aus in dem roten Röckchen mit bunten Streifen, und ein großes dunkles Tuch hatte sie wie eine Schute über den Kopf gelegt, um diesen vor der Sonne zu schützen, während es lang über den Rücken herunterfiel.

So ritt Maria Ferreira aus dem Kloster Lavrão in das Leben hinein.

Sie hatten ein paarmal Rast gehalten, und es war Nachmittag geworden. Wieder eine Biegung des Weges, da zeigte der Pater mit seiner Hand: „Dort liegt Coimbra."

An sanften Höhen breiteten sich, vom Sonnenlicht übergossen, von grünen Bäumen unterbrochen, die weißleuchtenden Häuser einer für dieses Dorfmädchens Begriffe gewaltigen Stadt übereinander. Hoch oben, festungsartig und von zwei Türmen gekrönt, ein mächtiger, uralter Bau.

Den Pater übermannte die Erinnerung an eigene Jugend, als er jetzt nach einem Menschenalter die Stadt wiedersah.

„Das ist Coimbra, hier haben die Könige des Reiches geherrscht, lange, ehe Lissabon etwas anderes war als ein elendes Dorf. Dort oben das große Gebäude ist die Universität, in deren Nähe du wohnen wirst, und nebenan, das weißleuchtende Haus, ist das Priesterseminar, in dem ich erzogen wurde."

Marias Herz klopfte in freudiger Erwartung, und der alte Pater erschien ihr heute wie ein ganz anderer Mann.

Die Vorstadtstraße wurde zur Promenade. Breite, schattige Baumreihen standen zur Seite des breiten Weges. Maria zuckte zusammen. Ein lauter Pfiff ertönte, schwerfällig kroch neben der Promenade ein Eisenbahnzug entlang, der erste, den sie in ihrem jungen Leben sah. Sie schämte sich ihres Schrecks, und dann wandelten geputzte Menschen auf dieser Promenade. Menschen in städtischen Kleidern, wie sie bisweilen im Wagen zum Kloster heraufgekommen waren. Aber viele, unendlich viele.

Musik tönte herüber. Auf dem Podium vor dem Astoria-Hotel spielte die Militärkapelle, und Maria wunderte sich über die Menge von Menschen. Dann ritten sie langsam die Rua Ferreira Borges hinauf bis zur Praça do Commercio, wo der Pater in einer kleinen Herberge den Esel einstellte. (Fortsetzung folgt.)

Sommernächte

Das sind die Nächte, schwer von weißem Licht,
die schimmernden, die seltsam ahnungsvollen,
die nichts mehr wünschen, wissen nicht, noch wollen —
und zeitlos sind, wie Gottes Angesicht,

die Lächeln geben für das tiefste Leid,
daß alle Not ein fernes Träumen wird . . .
und man — ein Kind, das weinend sich verirrt —
nun heimwärts findet in die Ewigkeit.

Sieh, solche Nächte können Güte geben
so tief, daß unsre Hände sie nicht tragen,
und wir mit Lächeln, sonder Schmerz und Klagen,
zum Opfer bringen unser ganzes Leben.

Die Erde schläft und träumt in Einsamkeit . . .
Und durch die Lüfte weht ein fernes Klingen.
Die Zeit steht still . . . Und alle Sterne singen — —
— — — — — — — — — — — —
Und durch die Eb'ne wandert stumm das Leid — —

Ilse Riem

Klatschsucht

Eine der leidigsten Gewohnheiten mancher Leute ist das „Klatschen" — das Richten der Nebenmenschen, das Hervorziehen fremder Geheimnisse an das Licht des Tages, das Wühlen in fremden Angelegenheiten. Solche Menschen sind so philiströs und spießbürgerlich geworden, daß sie jeden Menschen, der da wagt, sich sein Leben und sein Handeln nach eigenem Gutdünken einzurichten, einfach verdammen.

Es gibt nach ihrer Ansicht bestimmte Regeln, gegen die der Mitbürger schlechterdings nicht verstoßen darf, ohne fast seinen guten Ruf zu verlieren. Das Leben eines Menschen soll und muß das eines Philisters sein. Originalität ist nicht statthaft. Nun gibt es aber im Leben so viele harmlose Freuden, unschuldige Genüsse, die man, ohne an Leib und Seele Schaden zu nehmen, mit ruhigem Gewissen kosten kann, und die sich die meisten Menschen aus Furcht vor der Klatschsucht ihrer Mitbürger, die in jeder Handlung das Schlimmste wittern, verkümmern lassen. Ueberhaupt möchte ich an dieser Stelle alle beklatschten und verleumdeten Mitbürger zum Widerstand aufstacheln, dann wird sich der süße Klatsch bald legen. Es ist das Verhältnis zwischen Verleumdern und Beklatschten fast immer ein ganz falsches; es müßte umgekehrt sein! In den meisten Fällen fürchtet sich nicht der Verleumder, der doch vor dem Gesetz strafbar ist, sondern der Verleumdete wird ängstlich, beugt sich dem allgemeinen Urteil, auch wenn es ein falsches ist, und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0007

richtet sein Handeln nach dem Wunsch der Klatschbasen ein. Es gibt dabei ein landläufiges Wort: „Man kann den Leuten die Mäuler nicht verbinden", heißt es. Warum denn nicht? Der Verleumder, die Klatschbase, hat Ursache, ängstlich zu sein, nicht der Angegriffene. Man lasse nur derartige Basen ein paarmal tüchtig anlaufen, verklage sie einfach, dann wird man gleich eine Strecke ungeschoren durch die Welt kommen.

Man tut das nicht. Warum tut man das nicht? Warum macht man sich selbst zum Sklaven der Klatschsucht? Ich will hier keineswegs etwa eine freie Moral predigen, aber ich bin der Meinung, daß der gefestigte Mensch doch am besten beurteilen kann, ob das, was er tut, statthaft ist, und ob er es vor seinem Gewissen verantworten kann.

Es gibt nun leider auch sogenannte gute Freunde, die einem den Klatsch hinterbringen. Das erste nun, was du tun mußt, ist: Gewöhne diesen guten Freunden das Wiedererzählen ab. Erkläre ihnen ganz einfach, daß es dich nicht interessiert, was die Leute von dir denken, daß dir dein eigenes Urteil über dich selbst vollständig genüge, daß du es unter keiner Bedingung wissen magst, was man über dich spricht, und daß du über das, was andere „verbrochen" haben sollen, dich selbst zu überzeugen pflegst. Hast du das erst einmal entschieden erklärt, dann liegt schon eine Unmasse Aerger hinter dir.

Eine meiner Bekannten betrat häufiger als andere das Postgebäude ihrer kleinen Vaterstadt, und der dort stationierte Beamte war jung und unverheiratet. Es mochte das „Entsetzliche" vorgekommen sein, daß er ihr lachend eine Bemerkung hinwarf, während er ihre Briefe und Pakete in Empfang nahm, und — ja, es muß gesagt sein — es war auch das „Fürchterliche" möglich, daß sie auf diese Bemerkung freundlich geantwortet hatte — man denke! Welches Verbrechen! Es währte natürlich nur kurze Zeit, da sagte man ihr giftig nach, daß sie nicht um ihrer Geschäfte willen, sondern einzig und allein wegen des Sekretärs Briefe und Pakete selbst zur Post beförderte, obgleich man wußte, daß sie ohne Dienerschaft war und daß Briefe und Pakete, solange die Welt steht, nicht allein zur Post laufen. Einst war sie sogar zweimal an einem Tage dort gewesen — man denke! Natürlich konnten ihre „besten Freunde" nicht umhin, ihr das Anstößige eines solchen Benehmens klarzumachen. Das „Anstößige" lag darin, daß sie, um Porto zu ersparen, ein Manuskript als Brief zur Post trug, dieser Brief vom Postbeamten als zu schwer erklärt wurde und sie noch einmal nach Hause lief, um aus dem Brief ein Paket zu machen. Das war alles! Als sie das erklärte, lächelte man weise und ungläubig, erzählte ihr, was sie bereits wußte, daß nämlich der Beamte ein junger Mann sei, und daß „die Leute" sagten, sie gehe seinetwegen zur Post, daß man es im übrigen für seine Pflicht halte, sie darauf aufmerksam zu machen, welche „Gefahr" für ihren Ruf darin liege usw.

Da aber war der Geduldsfaden meiner Freundin zu Ende. „Selbst wenn ich um seinetwillen zur Post ginge, meine Dame," erklärte sie sehr entschieden, „so hätte ich doch deswegen niemand um Erlaubnis zu fragen, das wäre meine Sache!"

Seitdem hat sie Frieden. B.

Bunte Geschichten

Vor einiger Zeit fand sich bei König Alfons XIII. von Spanien der Diktator Primo de Rivera ein und legte ihm eine Liste derjenigen spanischen Edelleute vor, die nach seiner Meinung verbannt werden müßten. Der König prüfte die Liste auf das genaueste und sagte schließlich nachdenklich zu dem General: „Sie haben da auf dieser Liste noch einen Namen vergessen; ich werde ihn hinzufügen." Nachdem der König das getan hatte, reichte er dem Diktator die Liste zurück, der heftig erschrak, als er den letzten, vom König selbst geschriebenen Namen „Alphonso" las. Einen Augenblick ruhten die Augen des gefürchteten Diktators bewundernd auf seinem König, dann zerriß er langsam das Dokument, verbeugte sich vor dem König und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen. G. Brodt.

*

Generalsuperintendent B. wollte eine Diözese inspizieren und schrieb an den der betreffenden Bahnstation am nächsten wohnenden Pastor, er möchte ihn von der Bahn mit einem Wagen abholen und zugleich seine Amtsbrüder einladen und damit eine gegenseitige Vorstellung verbinden. Der Bauer, der das schönste Gespann im Dorfe hatte, erklärte sich gern bereit, die Fuhre zu stellen. Der Herr Pastor konnte aber leider nicht mitfahren, da er im letzten Augenblick zu einem Sterbenden geholt wurde, er bat den Bauer, ihn bei dem hohen geistlichen Herrn zu entschuldigen, zugleich aber ein Faß Bier mitzubringen, das mit demselben Zuge aus D. kommen sollte. Rechtzeitig hielt der Bauer am Stationsgebäude; der Zug fuhr ein, und aus ihm stieg ein schwarzgekleideter Herr, der auf den Wagen losging, und, als er hörte, daß es der zu seiner Abholung bestimmte sei, den Bauern abzufahren bat, da der Herr Pastor auf seine Ankunft wohl schon wartete. „Ich soll aber noch ein Faß Bier mitbringen, da müssen wir noch etwas warten." — „Läßt sich der Herr Pastor öfter ein Faß Bier schicken?" fragte erstaunt Hochwürden. — „I wo, unser Pastor trinkt das ganze Jahr keinen Alkohol, aber ich habe gehört, daß aus D. ein Generalsuper erwartet wird. Für den wird das Faß wohl bestimmt sein." Kluge.

*

Von zwei in demselben Eisenbahnabteil fahrenden Bauern warf der eine fortgesetzt fürsorgliche Blicke nach einem in dem Handgepäcknetz untergebrachten Kistchen. „Wat haste denn da drinn?" fragte ihn der andere. — „Einen Mungo." — „Wat is'n det?" — „Det is'n Tier, det frißt Schlangen." — „Wozu brauchste denn det?" — „Ick spreche nich gern darüber, aber dir will ick et sagen. Wir kommen bald nach Hildburghausen, wo die große Irrenanstalt ist. In dieser habe ich einen Vetter, der bildet sich ein, dat er Schlangen im Koppe hat, und davon soll ihn der Mungo befreien." — „Nu mußt du mir den Mungo och zeigen," bat der aufs höchste gespannte Reisegefährte. „Du brauchst ja bloß den Kistchendeckel etwas zu lüften." — Als dies geschehen, rief er aber ganz enttäuscht: „Det is ja gar keen richtiger Mungo nich. Det is ja een janz jewöhnliches Eichhörnchen." — „Ja, allerdings, aber das sind ja ooch keene richtigen Schlangen." Kluge.

Schnurren

„Ich habe gehört, daß Sie mit Ihren 50 Jahren noch Klavierspielen zu lernen angefangen haben. Haben Sie denn gar keine Schwierigkeiten?" — „O ja, mit der ganzen Nachbarschaft!"

*

Hausbesitzer: „Haben Sie Kinder?" Mieter: „Nein." „Hunde oder Katzen?" — „Nein." — „Piano oder Grammophon?" — „Nein." — „Betreiben Sie oder Ihre Frau Sologesang?" — „Nein, aber ich habe einen Füllfederhalter, der kratzt ein bißchen — ich werde ihn aber aufgeben!"

*

Entweder — oder. „Mama, darf ich hinuntergehen und mit Fritz spielen?" — „Du weißt doch, daß du mit Fritz nicht spielen sollst!" — „Darf ich ihn denn verhauen?"

Kindliches Spiel . . .

Von Margarete Maaß
Mit einer Zeichnung von Molly Andree.

Ein Kindlein hält ein Blümlein in der Hand,
Zerpflückt's und streut es lachend in den Sand.

Nicht lange währt's — es weint das Kindelein
Und bückt sich nach den bunten Blättchen, fein.

Legt jedes sorgsam in der Mutter Händ'
Und jauchzt, als ob ein Glück es wiederfänd'.

Druck der Otto Elsner Buchdruckerei K.-G., Berlin S 42. — Verantwortliche Schriftleitung: Ulrich von Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf.
Beiträge sind (mit Rückporto) nur an die Schriftleitung, Berlin S 42, Oranienstraße 140, zu senden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0008

Nebraer Anzeiger

Amtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild" und „Das Leben im Wort"

Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 1.10 Mk.

Schriftleitung: Wilh. Sauer in Roßleben.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauersche Buchdruckerei, Roßleben.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Meitz, Markt 34/35.
Fernsprecher: Amt Roßleben Nr. 21. — Postscheckkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 6 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Reklameteil 20 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.

Bankkonten: Stadtsparkasse Nebra — Bankverein Artern.

№ 77 — Dienstag, den 3. Juli 1928 — 41. Jahrgang

Ein Spottbild.

Die Göttin Justitia, die als Sinnbild der Gerechtigkeit und der Rechtspflege die Waage in der Hand hält, um Unrecht oder Unschuld zu wägen, trägt auch eine Binde über den Augen. Das soll sie blind machen gegen jedes Blicken oder Schielen nach Gunst oder Ungunst, nach Herrschereinfluß oder Volksmeinung. Aber tausendjährige Geschichte lehrt, daß die Justiz diesem Sinnbild allzuoft nicht entsprach, und wenn es einst „Kabinettsjustiz" mit allen — bisweilen — guten und schlechten Seiten gab, so gibt es auch jetzt noch genug Prozesse, über die sicherlich die Göttin der Justiz nicht bloß die Augen, sondern das ganze Haupt schaudernd verhüllen mag.

Die dunkelsten Zeiten der Rechtsgeschichte sind jene, als nicht bloß die Tat, sondern die Gesinnung „bestraft" wurde, weil es eine im Staat gerade herrschende Klasse so wollte, weil diese die Justiz Dienerin — um nicht ein häßlicheres Wort zu gebrauchen — der politischen Machtgelüste zu werden zwang. Die Zeiten der Französischen Revolution sind ein besonders drastisches Beispiel dafür, wie überhaupt Frankreichs politische Prozesse weltberühmt oder vielmehr weltberüchtigt geworden sind. Doch hat es diesen traurigen Ruhm jetzt, wenigstens zum Teil, an Rußland abtreten dürfen. Der Schachtyprozeß hat gegen die deutschen Ingenieure und Monteure im Donezgebiet so wenig ergeben, daß die Anklage gegen den einen von ihnen überhaupt eingestellt werden mußte. Das Haupt„vergehen" des andern sei es gewesen, daß er in Deutschland früher einmal Mitglied des „Stahlhelms" war, und er „solle es sich im Gefängnis jetzt überlegen, wie man sich, unabhängig vom politischen Standpunkt, in Sowjetrußland zu benehmen" habe. Aber außerdem habe dieser deutsche Ingenieur noch einen Brief an einen der jetzt Angeklagten überbracht und das sei „Beihilfe". Einen Hut hat er ja auch mit überbracht und das wurde ursprünglich als „Zeichen zum Beginn der Sabotage" erklärt.

Der Staatsanwalt bot gegen den deutschen Ingenieur auf Grund dieses „Beweismaterials" eine Strafe von sechs Monaten bis zu einem Jahr beantragt; aber man kann es vollinhaltlich billigen, wenn das deutsche Auswärtige Amt sagt, in Deutschland werde die öffentliche Meinung keinerlei Verständnis dafür aufbringen, wenn das Gericht diesem Antrag des Staatsanwalts Folge leisten würde. Allzu deutlich war ja das Ziel des Prozesses; es sollte „bewiesen" werden, daß die wirtschaftlichen Zusammenbrüche und Nöte in Sowjetrußland nicht etwa die bolschewistischen Wirtschaftsmethoden als Ursache haben, sondern nur antirevolutionäre Sabotage daran schuld sei. Darum hat man einen phantasievollen Hauptangeklagten, der verständnisvoll auf dieses Endziel des Prozesses eingestellt war, jetzt freigelassen, will ihn höchstens bedingungsweise zu einer leichten Strafe verurteilen.

In Rußland trägt die Justitia die Sowjetkappe mit Hammer und Sichel auf dem Kopf und blickt nur durch die bolschewistische Brille. Das Tribunal wurde zur Szene.

Aber auch Frankreich liegt im Schatten eines politischen Prozesses. Noch sitzen die „Verurteilten" des Kolmarer Prozesses und sind nicht, wie es die Regierung versprochen hatte, aus der Untersuchungshaft freigelassen worden, soweit sie jetzt französische Kammerdeputierte sind. Es liegen für diese Freilassung „keinerlei zwingende Gründe" vor und der dadurch erzielte Erfolg ist nun natürlich nur der, daß die ganze Sache, also die elsässische Autonomiebewegung, in der Kammer zu erregten Auseinandersetzungen führen wird, woran kaum etwas ändert, daß Poincaré die Kolmarer „Verbrecher" am 14. Juli, dem Nationalfeiertag, amnestieren will. Denn trotz Amnestie bleibt ja der Verurteilte verurteilt, bleibt der Verbrecher immer noch Verbrecher — und das wollen diese verurteilten „Verbrecher" nicht auf sich sitzen lassen. Politische [illegible] Kolmarer Hochverr[illegible] eben meist allerdan[illegible] in das Gegenteil [illegible] allem politisch[illegible] tischen Leben imm[illegible] „material", besond[illegible] einem solchen Proz[illegible] politische Eingriff [illegible] führung ist vom U[illegible] lich, wenn er obenl[illegible] erfolgt. Denn die [illegible] bild, wenn man [illegible] den Augen reißt [illegible] aufsetzt.

Zusamme[illegible]

Hamburg

Die drei deutsch[illegible] burg. Kein Wund[illegible] tag, der jetzt in Ha[illegible] Luftverkehrs, von [illegible] Tagesordnung ge[illegible]

Zunächst gab [illegible] Überblick über die [illegible] daß verschiedene S[illegible] denden ausschütte[illegible] günstige Rückschlü[illegible]

gewerbe zu ziehen, in der sich allerdings ein gewisser Normalzustand anbahne. Dabei wies der Redner vor allem auf die ungünstige Entwicklung des Frachtenmarktes, die Lohnerhöhungen und die sozialen Lasten hin. Der Vorsitzende erläuterte die einzelnen Punkte der Tagesordnung, von denen die

Revision des Internationalen Signalbuches

und die Reform des Seeunfalluntersuchungsgesetzes besonderes Interesse beanspruchten. Bedeutsam waren die dann folgenden Ausführungen des Kapitäns Theo E. Sönnichsen (Hamburg) über die Luftnavigation. Wir stehen an der Schwelle einer neuen Epoche. Der Transozeanluftverkehr ist im Werden und alle Länder haben zurzeit noch die gleichen Chancen. Streitet man sich heute bei uns über die Zuständigkeit, die Art der Entwicklung, Personalfragen usw., und verliert Zeit und Geld mit unzulänglichen Versuchen und falschen Methoden, so wird uns diese große Chance entgehen. England, Frankreich oder Amerika werden die Führung an sich reißen und wir — — sind bestenfalls geduldet. Schiffahrt und Luftfahrt müssen hier Hand in Hand gehen. Da es noch keine ausgesprochene Luftnavigation gibt, muß dieselbe erst geschaffen werden. Sie wird ihre natürliche Entwicklung aus der Navigation der Seeschiffahrt heraus nehmen und findet alle Grundlagen bei ihr. Die Schiffahrt ist in engster Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Instituten, z. B. der Deutschen Seewarte, mit der Reichsmarine und industriellen Firmen bemüht, stets die zweckmäßigsten Neuerungen für die Praxis zu verwenden. Bei dem Risiko, das der Luftflug über See für die kommenden Jahre noch haben wird, spielt die Frage der

Verantwortung des Luftkapitäns

eine große Rolle. Er muß in seemännischer Beziehung mehrjährige Praxis besitzen, muß über die Seehafenplätze und die Zusammenarbeit mit den Schiffahrtslinien Bescheid wissen und in jeder Hinsicht Führereigenschaften haben.

Man wird für ihn das Patent

„Seeflieger auf großer Luftfahrt"

schaffen müssen. Die Lufthansa, der die Führung bei dem kommenden Ozeanluftverkehr zugedacht ist, wird mit der Schiffahrt Hand in Hand arbeiten.

Der Regierungswechsel in Berlin.

Vereidigung der neuen Reichsminister.

Unter Vorsitz des Reichskanzlers Dr. Marx trat das alte Reichskabinett am Donnerstag zu seiner letzten Sitzung zusammen. Reichskanzler Dr. Marx sprach den Mitgliedern des Reichskabinetts, insbesondere auch dem infolge Krankheit abwesenden Reichsminister Dr. Stresemann, für ihre Mitarbeit seinen wärmsten Dank aus, der vom Reichsminister Hergt, dem Stellvertreter des Reichskanzlers, zugleich im Namen der übrigen Reichsminister herzlich erwidert wurde.

Am Vormittag des 29. Juni übernahm Reichskanzler Müller-Franken die Dienstgeschäfte im Reichskanzlerhause, wo ihn der Staatssekretär in der Reichskanzlei, Dr. Pünder, begrüßte und ihm die Beamten, Angestellten und Hausarbeiter der Reichskanzlei vorstellte. Sodann fand im Reichskanzlerhause die erste Sitzung des neuen Reichskabinetts statt. Nach der Vereidigung der neu hinzutretenden Mitglieder des Reichskabinetts durch den Reichskanzler trat das Kabinett in die erste Beratung der Regierungserklärung ein. An den abwesenden Reichsaußenminister Dr. Stresemann wurde seitens der Reichskanzlei mit Zustimmung des Reichskabinetts ein Begrüßungstelegramm gerichtet.

Severing über die neue Regierung.

Nicht Ferien-, sondern Dauerkabinett.

Der neue Reichsinnenminister Severing ergriff in der Vereinigung „Republikanische Presse", die den Jahrestag ihrer Gründung feierte, nach einer an ihn gerichteten Begrüßungsansprache des Ministerialdirektors Spieker das Wort, um über die republikanischen Ziele der neuen Regierung zu sprechen. Er erklärte, daß er versuchen wolle, aus seinem Ministerium ein

aktives Verfassungsministerium

zu machen. Er glaube im Sinne aller Mitglieder der Reichsregierung sprechen zu können, wenn er sage, daß es die feste Absicht der Regierung sei, recht lange am Leben zu bleiben. Man habe diese Regierung schon ein Ferienkabinett genannt. Er vertrage Spott und es sei ihm lieb, wenn das graue Einerlei des Tages auch mit spöttischen Bemerkungen gewürzt werde. Die Regierung hätte die Absicht, vier Jahre Ferien zu machen, Ferien von Regierungskrisen, Programmentwürfen und Richtlinienberatung, um in den Ferien davon vier Jahre praktischer Arbeit zum Aufbau der Republik zu leisten. Dieses Ministerium sei nicht ein Ministerium auf Abbruch, aber man könne die Konzession machen, es ein Ministerium auf Umbau zu nennen.

Krylenko wünscht weitere Todesstrafen.

Was er von den angeklagten Deutschen sagt.

Im Schachtyprozeß hat Staatsanwalt Krylenko alles in allem zwanzig Todesurteile gefordert. Die Todesstrafe, sagte er, sei ein Mittel des Selbstschutzes des proletarischen Staates, der auf den Grundsätzen des revolutionären Gewissens beruhe.

Was die deutschen Angeklagten betrifft, so soll der Ingenieur Otto wegen Übermittlung eines „konspirativen" Briefes verurteilt werden. Otto sei zwar dieses Vergehen in der Beweisaufnahme nicht nachgewiesen worden, aber er habe keinen ganz glaubwürdigen Eindruck gemacht. Der Monteur Meyer soll freigesprochen werden, weil die Beweisaufnahme die Unglaubwürdigkeit des russischen Belastungszeugen Baschkin erwiesen habe. Schließlich sagte Krylenko, es scheine ihm sicher, daß in der Außlandabteilung der A. E. G. Besprechungen über die Sabotageorganisation stattgefunden hätten, aber sie seien wohl nicht von der Firma ausgegangen, sondern von russischen Emigranten.

Es sei noch hinzugefügt, daß die deutschen Angeklagten wahrscheinlich aus der Sowjetunion ausgewiesen werden werden und daß Otto die gegen ihn beantragte Gefängnisstrafe wahrscheinlich nicht zu verbüßen haben wird.

Smith und die amerikanische Prohibition.

Robinson Vizepräsidentschaftskandidat.

Senator Robinson ist vom Demokratischen Parteitag in Houston zum Vizepräsidentschaftskandidaten gewählt worden.

Gouverneur Smith sandte ein Telegramm an den Demokratischen Parteikonvent, in dem er seine Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten annimmt und seiner Ansicht über die nationale Prohibition nochmals Ausdruck verleiht. Er erklärt, das Prohibitionsgesetz müsse von

Wer wird es schaffen?

Der Republikaner Hoover — oder — Der Demokrat Smith

Grund auf geändert werden. Die als „saloons" bekannten früheren Kneipen sollten ausgemerzt bleiben. Er sei jedoch der Ansicht, daß durch die Anwendung der demokratischen Grundsätze der kommunalen Selbstbestimmung und der Staatenrechte eine wirkliche Mäßigkeit erzielt und die Achtung vor den Gesetzen wieder hergestellt werden könne.

Alfred Smith demokratischer Präsidentschaftskandidat.

Das Programm der amerikanischen Demokraten.

Auf dem demokratischen Parteitag in Houston (Texas) wurde, wie es zu erwarten war, Gouverneur Alfred, genannt „Al" Smith von Newyork zum Präsidentschaftskandidaten ernannt. Smith ist der erste Katholik, der jemals in den Vereinigten Staaten als Präsidentschaftskandidat aufgestellt wurde.

Das von den Demokraten aufgestellte Wahlprogramm greift die Außenpolitik der Republikaner an und bezeichnet sie als unzweckmäßig. Es spricht sich ferner für eine Herabsetzung der Zölle, einen Weltschiedsgerichtsvertrag und die Aufrechterhaltung des Friedens aus. Der Völkerbund wird dabei jedoch nicht erwähnt. Weitere Programmpunkte sind die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten Lateinamerikas. Das Programm verurteilt ferner den Rüstungsvertrag der Republikaner von 1921, betont aber andererseits die Notwendigkeit der nationalen Verteidigung im Rahmen einer allgemeinen Achtung des Krieges. Bemerkenswert ist es, daß das Wahlprogramm Smith verpflichtet, für das Alkoholverbot einzutreten, ihm jedoch die Möglichkeit offen läßt, gesetzgeberische Maßnahmen für eine Abänderung der zurzeit bestehenden Bestimmungen zu treffen.

Ein drittes Vertrauensvotum für Poincaré.

Schöne Worte über das Elsaß.

Die Französische Kammer hat nach einer Aussprache über die Interpellationen zur allgemeinen Regierungspolitik dem Kabinett Poincaré mit der großen Mehrheit von 460 gegen 120 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen, nachdem ein sozialistischer Mißtrauensantrag mit fast der gleichen Mehrheit abgelehnt worden war.

Poincaré betonte vor der Abstimmung in einer längeren Rede die Notwendigkeit einer Steuerreform, deren Grundgedanke eine Herabsetzung der Steuern für die arbeitenden Schichten und eine stärkere Heranziehung des Vermögens sein werde, und sprach dann schöne Worte über Elsaß-Lothringen, das eines Tages erkennen werde, daß es trotz allem ein loyales und ritterliches Frankreich gebe. Der Minister-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280703-12/fragment/page=0009